MENSCHEN UND MODEN IM 16. JAHRHUNDERT

H. Holbein. Selbstbildnis
Öff. Sammlungen, Basel

(Mit Gen. d. Verlags Jul. Bard)

DIE MODE

Menschen und Moden
im sechzehnten Jahrhundert

Nach Bildern und Stichen der Zeit
ausgewählt und geschildert von

Max von Boehn

MÜNCHEN / BEI F. BRUCKMANN A.-G.

Copyright by F. Bruckmann A.-G.
München 1923
Übersetzungsrecht vorbehalten

Made in Germany
Klischees und Druck von F. Bruckmann A. G., München 1923

VORWORT

Wie in den früher erschienenen Bänden unseres Modewerkes ist auch in diesem unternommen worden, die äußere Erscheinung der Menschen einer Epoche im Spiegel ihrer Kunst zu geben. So wurde für die Illustration ausschließlich authentisches Material des 16. Jahrhunderts gewählt und der Versuch gemacht, dasselbe streng chronologisch zu ordnen. In den Fällen, in denen die Originale der Bilder oder Stiche ein Datum tragen oder dasselbe auf andere Weise mit Sicherheit zu ermitteln war, ist es der Unterschrift der Abbildungen hinzugefügt worden. Zwischen diese zeitlich fest begrenzten Bilder sind jene eingeordnet worden, deren Datum nur annähernd bestimmt werden konnte, ein Verfahren, welches Irrtümer natürlich nicht ausschließt. Wer die Schwierigkeiten dieser Materie kennt, wird die Arbeit mit Nachsicht aufnehmen, denn Fehlschlüsse bis zu 10, ja selbst bis zu 20 und 30 Jahren sind in der Datierung von Porträts, wenn man alle Umstände von Art und Verhältnissen berücksichtigt, durchaus entschuldbar.

Diese Schwierigkeiten wachsen, je weiter der Modehistoriker in die Vergangenheit zurückgreift. Im 16. Jahrhundert beispielsweise trägt nur eine Minderzahl der Gemälde den Namen des Künstlers und in der Zuteilung der einzelnen Stücke an die verschiedenen Meister schwanken die Ansichten der Kunstgelehrten vielfach noch ziemlich unentschlossen hin und her. Wenn es vorkommt, daß gewisse berühmte Bildnisse von den einen dem Parmegianino († 1540), von den anderen dem Pontormo († 1552) und von dritten dem Bronzino († 1572) zugeschrieben werden, so wird die Zeitspanne, der sie angehören können, je nachdem man sich dieser oder jener Ansicht anschließt, um 12 bzw. 32 Jahre verlängert! Eine Überzahl der vorhandenen Bildnisse trägt ferner nicht nur keinen

Künstlernamen, sondern es fehlt ihnen leider auch der Name des Dargestellten, so daß selbst dieser Anhalt verloren geht. Selbst da aber, wo Namen überliefert werden, wird man sich oft genug zweifelnd verhalten müssen. Die beiden Bilder, die sich auf den Seiten 158 und 159 finden, bezeichnet der offizielle Katalog der Alten Pinakothek in München als Bildnisse des Bürgermeisters Johann von Aich in Köln, der 1519 gestorben sein soll. Mit dieser Angabe steht die Tracht des Dargestellten aber in einem ganz auffallenden Widerspruch. Ein Mann, der 1519 starb, kann unmöglich einen solchen Halskragen getragen haben, wie er und seine vier Söhne ihn auf diesem Bilde zeigen und da man in diesem Falle doch nicht annehmen kann, daß die beiden Familienbilder erst etwa 30 bis 40 Jahre nach dem Tode des Hausvaters entstanden sind, wird man auf die Taufe verzichten müssen. Tizian hat zwar die Kaiserin Isabella, Gemahlin Karl V. (S. 68), ungefähr zehn Jahre nach ihrem Tode gemalt, übrigens ohne sie je mit Augen gesehen zu haben, aber das dürfte ein Ausnahmefall geblieben sein. Ist die Kostümgeschichte schon den Bildern gegenüber in einer üblen Lage, man kennt oft genug weder die Urheber noch die Dargestellten, so befindet sie sich bei den Trachtenbüchern in keiner wesentlich besseren. Doege hat in seiner verdienstlichen Arbeit über sie nachgewiesen, daß ein Zeichner gewöhnlich den anderen kopierte und Blätter, welche ein spätes Datum des 16. Jahrhunderts tragen, häufig nichts anders sind als Kopien von Zeichnungen, die 40 oder 50 Jahre früher entstanden. Man kann sich also nicht einmal darauf verlassen, daß die Jahreszahlen, die sich bei Jost Amman, Giovanni Franco u. a. finden, insofern zuverlässig sind als das dargestellte Kostüm wirklich noch in jenem Jahre getragen worden wäre. Im allgemeinen wird man nicht fehlgehen, wenn man die Krause als das Leitfossil der Kostümkunde im 16. Jahrhundert betrachtet. Vor 1550 erst nur in schwachen Anfängen vor-

handen, nimmt sie nach der Mitte des Jahrhunderts dauernd an Umfang zu und man darf getrost sagen, je größer die Krause, je später wird ein Bildnis anzusetzen sein. Unter diesen Umständen ist es doppelt bedauerlich, daß das Trachtenbuch von Matthäus und Veit Konrad Schwarz aus Augsburg noch immer nicht publiziert worden ist. Es stellt ein kulturgeschichtliches Denkmal von höchstem Interesse dar und wäre für die Kenntnis der Trachtengeschichte, besonders der deutschen, von grundlegendem Werte, aber freilich, es handelt sich ja nur um etwas Deutsches und so lange es die Hauptaufgabe der Deutschen bleibt, jeden französischen oder russisch-polnischen Schmierfinken in Monumental-Ausgaben seines genialen „Oeuvre" zu verherrlichen, so lange werden die Eingeborenen wohl warten müssen.

Berlin, im März 1923 MAX v. BOEHN

Inhaltsverzeichnis

Erstes Kapitel:

Die Kirche S. 1 — Reliquienkultus S. 3 — Der Ablaß S. 4 — Die Fürsten S. 9 — Der Adel S. 15 — Das Bürgertum S. 16 — Die Bauern S. 18 — Das Geld S. 21 — Die Soldaten S. 26 — Die Räuber S. 34 — Die Raubritter S. 37 — Die Säkularisation S. 42 — Die Wiedertäufer S. 44 — Die Reformation S. 46 — Luther S. 48 — Ignaz von Loyola S. 52 — Erziehung und Schule S. 52 — Fahrende Schüler S. 54 — Der Humanismus S. 56 — Erasmus v. Rotterdam S. 58 — Melanchthon S. 60.

Zweites Kapitel:

Die Kunst S. 63 — Die deutschen Kleinmeister S. 72 — Komfort und Hygiene S. 74 — Der Wohnbau S. 76 — Glasfenster S. 77 — Gobelins S. 78 — Vertäfelung S. 79 — Möbel S. 81.

Drittes Kapitel:

Die Mode S. 83 — Zeitgeist und Mode S. 84 — Vater und Sohn Schwarz S. 86 — Die Trachtenbücher S. 86 — Nachahmung S. 91 — Nationaltrachten S. 95 — Die Schlitze S. 98 — Die Pluderhose S. 100 — Der Halsausschnitt beim Manne S. 103 — Hemd und Kragen S. 104 — Die Kröse S. 105 — Der Ärmel S. 107 — Die Schamkapsel S. 107 — Die Schaube S. 108 — Stoffe S. 110 — Farben S. 112 — Haar und Bart S. 116 — Die Kopfbedeckung S. 117 — Der Schuh S. 118 — Der Frauenrock S. 118 — Der Koller S. 119 — Stoffe S. 120 — Kopftracht der Frau S. 122 — Die spanische Mode S. 124 — Kaiser Karl V. S. 126 — Einfarbigkeit S. 128 — Die Kröse S. 132 — Schwarze Farbe S. 133 — König Heinrich III. S. 135 — Buntheit S. 136 — England S. 137 — Deutschland S. 140 — Stoffe und Farben S. 142 — Die Damenmode S. 143 — Margarete von Valois S. 145 — Königin Isabella von Spanien S. 146 — Königin Elisabeth von England S. 148 — Maria Stuart S. 150 — Italien S. 152 — Deutschland S. 156 — Vermümmelung S. 156 — Ausputz S. 158 — Knöpfe S. 161 — Heftlein S. 161 — Schmuck S. 163 — Taschenuhren S. 166 — Das Flohpelzchen S. 167 — Wäsche S. 167 — Kleiderordnungen S. 170 — Deutschland S. 171 — Frankreich S. 174 — England S. 175 — Uniform S. 179.

Viertes Kapitel:

Reinlichkeit S. 183 — Ungeziefer S. 185 — Manieren S. 186 — Zucht und Sitte S. 188 — Küssen und Umarmen S. 190 — Die spanische Grandezza S. 191 — Rang und Stand S. 192 — Die Etikette S. 194 — Die Schäferpoesie S. 196 — Justiz S. 197 — Die Folter S. 199 — Der Hexenprozeß S. 200 — Die Liebe S. 204 — Hofleben S. 206 — Familienfeste S. 211 — Turniere S. 219 — Der neue mythologische Stil S. 224 — Musik S. 228 — Theater S. 230 — Tanz S. 234 — Spiel S. 238 — Jagd S. 238 — Essen und Trinken S. 239 — Reisen S. 247 — Wirtshäuser S. 248 — Klöster S. 250 — Badereisen S. 252.

A. Dürer od. Burgkmaier, Maskierter Tanz Kaiser Maximilian I. *Aus dem „Freydal“*

Im 16. Jahrhundert steht die Kirche im Mittelpunkt aller Interessen. Seit einem Jahrtausend besaß sie in Staat und Familie die absolute Macht, alles nach ihren Vorschriften einrichten und nach ihrem Gutdünken lenken zu können. Sie war mit dem Anspruch aufgetreten, das politische Gebilde der römischen Welt durch den Gottesstaat ablösen zu wollen und an Stelle einer sinkenden Kultur eine neue, die christliche, aufzurichten. Sie hatte alle Machtmittel in ihren Händen vereinigt, alle Möglichkeiten besessen, ihre Absichten verwirklichen zu können, und wie stand es um das, was sie geschaffen, als das 15. Jahrhundert sich seinem Ende zuneigte? Wie verhielt sich die Wirklichkeit der praktischen Ausübung zu dem in der Theorie vollkommenen Christentum, welche Früchte hatte die Religion der Liebe gezeitigt, welchen

Die Kirche

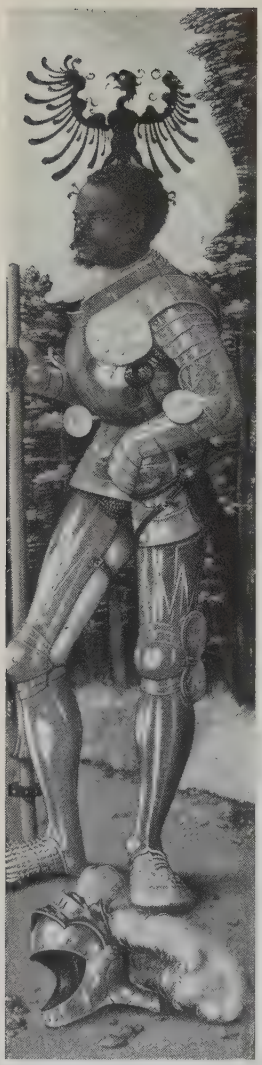
Jörg Ratgeb, Claus Stalburg, aet. 35
Städelsches Institut, Frankfurt a. M. 1504

Nutzen hatte die Menschheit von einer Lehre empfangen, die nur mit den edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur rechnet? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Die Kirche hatte versagt. Die Welt wäre längst vollkommen, nicht erst wenn alle Menschen gute Christen wären, sondern wenn sie sich nur bestreben wollten, es ernstlich zu werden, aber eben am Mangel des guten Willens hierzu war die Kirche gescheitert. Man ist immer versucht, die Kirche des Mittelalters jenem Hund in der Fabel zu vergleichen, der die Vorräte seines Herrn treu beschützt, solange sie keine Gefahr laufen, aber den größten Teil selbst frißt, im Augenblick, wo er sich überzeugt, daß die Feinde stärker sind als er. Über der Behauptung der weltlichen Interessen hatten die geistigen Schiffbruch gelitten, denn die Verkünder des himmlischen Reiches hatten es für angezeigt gehalten, sich die Wechsel auf das unbekannte Jenseits, die sie ausstellten, sofort bar bezahlen zu lassen. Bei diesem Verfahren war die Kirche nach Luthers Worten zu einem Jahrmarkt und Kaufhaus geworden, wo für Geld alles zu haben war und der weltliche Nutzen den Ausschlag gab. Der dritte Teil des gesamten deutschen Grund und Bodens befand sich in der Hand geistlicher Herren, deren Geschäfte ihnen gar keine Zeit ließen, sich über das Seelenheil ihrer Schutzbefohlenen irgendwelche Gedanken zu machen. Sie

überließen das Volk ruhig seinen Instinkten und es ist Bellarmin, ein Kardinal der römischen Kirche, der die Feststellung gemacht hat, daß es, als die lutherische und kalvinische Ketzerei entstanden, keine Religion mehr gegeben habe. Bis zu den unteren Schichten war das Christentum noch gar nicht durchgedrungen; Reste germanischen und slawischen Heidentums mischten sich in Deutschland noch allerorten seltsam mit christlichen Vorstellungen und reichten weit hinauf in die oberen Stände. Von diesen begannen die Gebildeten sich des Christentums bereits wieder zu entäußern, während die Besitzenden ihre Bekenntnistreue mit Äußerlichkeiten befriedigten und in ihrer Art nicht weniger stumpfsinnig waren als der Pöbel in der seinen. Der kursächsische Rat Degenhard Pfaffinger war Mitglied von 35 verschiedenen geistlichen Bruderschaften, um der Gnaden teilhaftig zu werden, die sie an Messen und Gebeten für die ewige Seligkeit aufspeicherten. Welche Ausdehnung die Verehrung der Reliquien angenommen hatte, ist bekannt. Kurfürst Friedrich der Weise hatte schon 1509 in Wittenberg 5005 Stücke zusammengebracht, von denen ein jedes 100 Tage Ablaß gewährte, die aber alle zusammen genommen dem, der ihnen sämtlich Verehrung bewies, einen Ablaß von 500000 Jahren einbrachten. Der Kardinal

Jörg Ratgeb, Margareta Stalburg, geb. vom Rhein, aet. 20, 1504
Städelsches Institut, Frankfurt a. M.

Reliquien-Kultus



Hans Baldung Grien,
Hl. Mauritius, 1507
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

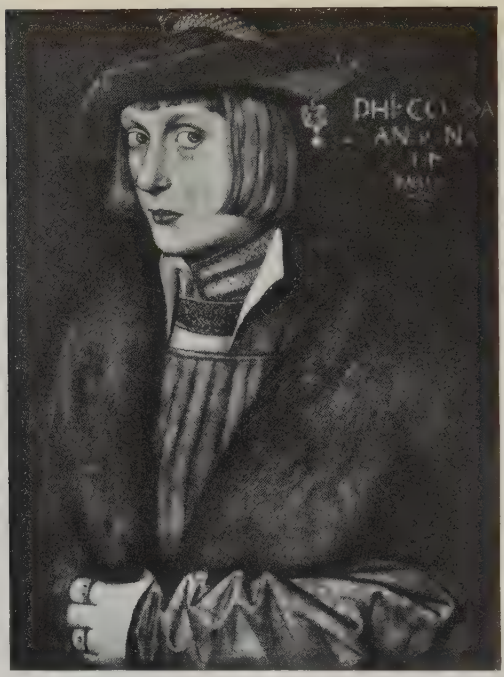
Der Ablaß

Albrecht von Mainz hatte in Halle 1520 eine Sammlung von 8933 Reliquien angelegt, die mehr als 39 Millionen Jahre Ablaß vermittelten. Die Kleineren suchten es den Großen gleichzutun; der Nürnberger Nikolaus Muffel hatte nach einer Sammeltätigkeit von 33 Jahren 308 Stücke in seinen Besitz gebracht und hatte keinen größeren Wunsch, als mindestens eine Reliquie für jeden Tag des Jahres zu besitzen. Leider ist ihm diese Hoffnung nicht erfüllt worden, denn ehe es dazu kam, hängten ihn seine Mitbürger wegen der Betrügereien und Unterschleife auf, die er in amtlicher Stellung begangen hatte. Noch 1546 (erzählt Bartholomäus Sastrow) konnte man in Rom durch den Besuch der Hauptkirchen und ihrer Reliquienschätze zwölfmal die ewige Vergebung aller Sünden und 100000 Jahre Ablaß obendrein erlangen.

Die Sorge für das Gewissen der Gläubigen, die ihr oblag, verwandelte die Kirche in ein einträgliches Geldgeschäft; je mehr Skrupel sie zu beseitigen fand, je reicher flossen ihre Einnahmen; so hat sie den Aberglauben nicht beseitigt, sondern befestigt, denn er erlaubte ihr, glänzende Geschäfte zu machen. Nach dem Grundsatz: »Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er zahle und lebe«, organisierte sie einen Handel, der in seinen Resultaten um so bewundernswerter ist, als er mittels rein imaginärer Werte vor sich ging. Sie gab vor, in den von den Heiligen überflüssig angesammelten guten

Werken einen Schatz zu besitzen, dessen Verwaltung ihr zum Besten der Gläubigen anvertraut sei und über den sie nach ihrem Gutbefinden zu verfügen habe. Rasch wurde nun aus dem Ablaß, der ursprünglich eine disziplinäre Buße gewesen war, ein Kauf, der mit Geld und Gut getätigt wurde, und wenn die Kirche auch lehrte, daß sie nur zeitliche Strafen nachlassen könne und höchstens noch eine Abkürzung der Qualen des Fegefeuers zu erreichen sei, so haben sich die geistig Unmündigen diese feinen Distinktionen der Dogmatik doch weniger zu eigen gemacht als die Überzeugung: alle Sünden werden für Geld vergeben. Schreiender als in dieser Einrichtung der römischen Kirche ist der Gegensatz zwischen Glaubenspraxis und Herzensbedürfnis nie zutage getreten und es braucht ja kaum daran erinnert zu werden, daß der Ablaßhandel es gewesen ist, der den letzten Anstoß zur Reformation gegeben hat. Indessen war diese Angelegenheit nicht die einzige, die zu jener allgemeinen Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen geführt hatte, die die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert charakterisiert; was der Kirche eignete, war verwahrlost. Die Geistlichkeit war durch und durch entsittlicht, wobei man sich sogar den billigen Hinweis auf Päpste wie Alexander VI. und Leo X. ersparen kann; die Wissenschaft, die sie unter ihre Obhut genommen, war zur Scholastik erstarrt, jener sophistischen Kunstfertigkeit, mit Hilfe eines reichen Phrasenschatzes über alles streiten zu

Hans Baldung Grien, Hl. Agnes, 1507
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin



H. Baldung Grien, Pfalzgraf Philipp von Baden 1514

Pinakothek, München

können; die Seelsorge war vernachlässigt oder ungeeigneten Händen anvertraut, hat sich doch einer der gefeiertsten Kanzelredner jener Zeit, Geiler von Kaisersberg, darin gefallen, einmal in einem Zyklus von 65 Passionspredigten den Vergleich zwischen Christus und einem Lebkuchen durchzuführen.
Tief griff der Einfluß der Kirche in das tägliche Leben über, das schon durch den überreichen Besitz des Klerus auf das innigste mit allen Äußerungen bürgerlichen Daseins zusammenhing. Von den 15 Kirchen Braunschweigs beschäftigte allein St. Blasien mit seinen 26 Altären gegen 60 Geistliche und wenn man sich erinnert, daß die Klöster mit ihren Meierhöfen, Feldern, Weinbergen, Fischteichen usw. ein Personal unterhielten, das die geistlichen Insassen an Zahl bedeutend übertraf, so wird man inne, wie weit und stark die Kirche wirken konnte, wenn sie wollte. In der sächsischen Provinz besaßen die Minoriten allein 80 Klöster; als Konrad Pellicanus 1517 zu

H. Baldung Grien, Markgraf Christoph v. Baden, 1515

Pinakothek, München

Fuß von Süddeutschland nach Rom wanderte, konnte er Tag für Tag in einem andern Kloster seines Ordens übernachten. Mit Bezug darauf äußerte Eberlin von Günzburg in jener Zeit einmal, in Deutschland kämen auf 15 Menschen 14 Müßiggänger.

Die Reformation, die alle diese Verhältnisse von Grund auf änderte, ist zwar ursprünglich von der Kirche ausgegangen, aber sie hat doch eben diesen tausend Sonderzuständen, die sich durch den Zusammenhang der Kirche oder des Klerus mit dem bürgerlichen Leben ergaben, Rechnung tragen müssen und daher Anstöße von den allerverschiedensten Seiten her empfangen und weitergegeben. Wer in jene Zeit zurückschaut, der glaubt, in einen brodelnden Hexenkessel zu blicken, in dem reine und unreine Elemente wirr durcheinander quirlen, in dem lautere und unlautere Motive sich wunderlich ver-

H. Holbein, Bürgermstr. Jacob Meyer, 1516

Oeffentliche Kunstsammlung, Basel

flechten und alle Triebe und Richtungen des Geistes, die der reinsten Idealität und die des schmutzigsten Materialismus sich nebeneinander auswirken. Nicht nur das allein, sie decken und verschieben sich, sie gehen im selben Augenblick Hand in Hand und bekämpfen sich doch, sie stellen sich unter den verschiedensten Gesichtspunkten dar und es ist oft schwer zu unterscheiden, ob man Betrüger vor sich hat oder Betrogene; Verbrecher, die führen oder Dummköpfe, die folgen? Das hängt damit zusammen, daß in der gleichen Epoche, in der die Kirche ihren sittlichen Bankerott anzeigte und weder die Kraft noch auch nur den Willen zu einer Besserung der unerträglich gewordenen Zustände besaß, sich auch alles andere morsch zeigte, dem sie bis dahin ihren Schutz geliehen. Welche Autorität konnte bestehen, wenn das Dogma in Frage gestellt wurde? Jeder Schlag gegen die kirchliche Lehre traf den Klerus und jeder Hieb verletzte tausend Rechte und Gewohnheiten, die nicht zu rechtfertigen, aber durch ein uraltes Herkommen geheiligt waren. Das Feudalsystem, welches das Gefüge der mittelalterlichen Staats-

H. Holbein. Die Frau des Bürgermstrs. Meyer, Dorothea geb. Kannengießer, 1516

Oeffentliche Kunstsammlung, Basel

verfassung gebildet hatte, brach in sich zusammen und aus seinen Trümmern entwickelte sich allmählich die unumschränkte Macht der Landesfürsten. Sie errangen ein Doppeltes, einmal die Unabhängigkeit gegenüber dem Oberhaupt des Reiches, dann die volle Souveränität über die Stände; die Landeshoheit ist der Gewinn, den sie aus den Stürmen der Reformation davongetragen haben. Sehr gegen den Willen derjenigen, die ihnen dazu verhalfen, denn Bürger und Bauern, die das Element der Unruhe vom religiösen Gebiet in das politische und soziale verpflanzten, waren als die eigentlichen Träger der neuen Ideen durchaus demokratisch patriotisch gesinnt. Diese Tendenz tritt in den zwölf Artikeln der aufständigen Bauern klar hervor. Sie beabsichtigen, zugunsten des Kaisers die Fürsten abzuschaffen und um ihre berechtigten Ansprüche zu befriedigen, die geistlichen Güter einzuziehen. Einheit und Gemeinsamkeit von Münze, Maß und Gewicht, die sie weiter forderten, haben noch Jahrhunderte lang auf sich warten lassen, wie denn diese praktischen und brauchbaren Vorschläge daran scheiterten, daß die in ihrer

Die Fürsten

H. Holbein, Baseler Frauentracht (der Adeligen)
Nach der Handzeichnung
Oeffentliche Kunstsammlung, Basel

Stellung so lebhaft bedrohten Fürsten alle Sonderinteressen der oberen Stände zu ihrem Vorteil auszunutzen verstanden. Hierin zeigte sich das zwiespältige Wesen der Reformation, die in ihrem Kampf um die geistliche und staatliche Autorität immer ebensoviele Arme Für wie Wider bewaffnete und im Streit der Meinungen die Opponenten zwar unterdrücken, aber nicht zum Schweigen bringen konnte. Fortwährend verschieben sich die Fronten; die Gegner von gestern sind heute Freunde und werden sich schon morgen wieder heftig bekämpfen. Als Sickingen den Reichsadel gegen die immer wachsende Macht der Fürsten aufrief, waren diese seine natürlichen Gegner; als die Bauern sich zur selben Zeit gegen das Joch empörten, das Adel und Fürsten ihnen auferlegt, standen diese wie ein Mann gegen sie zusammen. Zwar waren die Reichsstädte Hauptsitze der Reform, das Patriziat aber, das was man gemeinhin die »städtischen Ehrbarkeiten« nannte, widerstrebte allen Neuerungen, mochten sie sich evolutionär oder revolutionär geberden, und wenn Handwerk und Proletariat sich herausnahmen, der Mißwirtschaft des Rates Einhalt tun zu wollen, sahen sie die Geschlechter und den Kaiser samt allen Reichsbehörden sich als Feinde gegenüber. Immer hielt einer den andern im Schach; immer folgte einem Zug der entsprechende Gegenzug, so daß die Reformation, die republikanisch und revolutionär begonnen hatte, schließlich zu einem Ausgang gelangte, der ihrem Beginn diametral entgegengesetzt war.

Die drei Faktoren, welche die Entwicklung des staatlichen Lebens bedingten, waren Fürsten, Adel und Bürger, und von

H. Holbein, Baseler Bürgersfrau beim Ausgang

H. Holbein, Baseler Achtbürgersfrau in festlicher Kleidung

Nach der Handzeichnung. Oeffentliche Kunstsammlung, Basel

ihnen können im 16. Jahrhundert nur die letzteren Sympathie beanspruchen, denn nur in ihnen verkörperte sich der geistige und materielle Fortschritt. »Die Fürsten«, sagt Luther einmal, »sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden, darum man sich allezeit wenig Gutes von ihnen erwarten muß«, und Erasmus machte sich zum typischen Vertreter der Demokratie, wenn er schreibt: »Alle paar hundert Jahre hat es höchstens einen oder den andern Fürsten gegeben, der nicht durch ganz hervorragende Torheit der Welt verderblich geworden wäre. Jeder Beruf müsse erlernt werden, aber den schwersten vertraut man dem Zufall fürstlicher Geburt an und ist schon zufrieden, wenn der Fürst einem Menschen ähnlich sieht.« Wem diese Urteile für Zeit und Menschen zu hart dünken, der entsinne sich, daß der deutsche Kaiser und die Kurfürsten immer die Hand offen hielten, um Bestechungsgelder vom Ausland zu empfangen, der vergesse nicht, daß Kaiser Max, der vielgepriesene letzte

H. Holbein, Scheibenriß mit dem Wappen des Hans Fleckenstein, 1517
Nach der Zeichnung für eine Glasscheibe. Museum, Braunschweig

Mit Genehmigung des Verlags Julius Bard, Berlin

Ritter, von nationaldeutschen Gesichtspunkten nichts wußte, die scheußlichen Horden der Armagnaken ins Reich zog und 1516 seine Kaiserkrone für Geld König Heinrich von England anbot. Nach seinem Tode standen die Kurfürsten vor der

Mit Genehmigung des Verlags Julius Bard, Berlin

H. Holbein, Der Bannerträger des Urseren Tales
Im Hintergrund der Saumpfad über den Gotthard
Nach der Zeichnung für eine Glasscheibe. Kupferstich-Kabinett der Museen, Berlin

Alternative, entweder den König von Spanien oder den König von Frankreich zum deutschen Kaiser zu wählen, und sie entschieden sich für den Spanier, weil er ihnen mehr bezahlte als der andere. Beinahe hätte Franz I. sich die Kaiserkrone

gekauft, aber der Kurfürst Joachim von Brandenburg und sein Bruder, Kurfürst Albrecht von Mainz, waren zu habgierig, er konnte die nötigen Summen nicht aufbringen, und Karl V., der mit Hilfe der Fugger 514 000 Goldgulden (nach dem Wert von 1914 ungefähr 27 Millionen Mark) zahlte, vereinigte die Wahlstimmen auf seiner Person. Dann wollten es die politischen Konstellationen, daß die deutschen Fürsten, soweit sie protestantisch waren, stets mit Frankreich gegen ihren Kaiser verbündet waren. Und diese selben Fürsten brachten dann den Grundsatz zu Ehren: cujus regio ejus religio, so daß die Kurfürsten von der Pfalz binnen zwanzig Jahren ihre Untertanen gezwungen haben, sich einmal zum Luthertum und zweimal zum Kalvinismus zu bekehren. Es war ihnen so ernst mit ihrer Bekenntnistreue, daß der Kurfürst von Sachsen und Herzog Albrecht V. von Bayern das Brettspiel darüber entscheiden lassen wollten, ob Bayern protestantisch oder Sachsen wieder katholisch werden solle, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte der Franziskaner P. Wolfgang Schmilkhofer nicht den Spieltisch umgeworfen, um das Gewissen der Herren zu wecken.

Unbekannter Meister (Peter Flötner?), Deutscher Landsknecht
Holzschnitt

Verhängnisvoll war die Lage des Adels, der dem Kaiser, den Landesherrn und den städtischen Nachbarn gegenüber in eine Stellung geraten war, welche zeigte, wie unmöglich seine Existenz unter den bisherigen Bedingungen geworden war. Vielleicht ist für diesen Wechsel nichts so bezeichnend als der Umstand, daß die Ideale des Rittertums fast plötzlich der Komik verfallen, die ritterliche Heldenpoesie wird von Bojardo und Ariosto durch und durch mit Spott und Hohn erfüllt, und dabei erlebt der ganz auf Ironie gestellte rasende Roland im Laufe des 16. Jahrhunderts allein 80 verschiedene Ausgaben. Der Don Quijote versetzte dem toten Löwen nur noch den Eselsfußtritt, die ritterliche Welt war abgetan. Seit Jahrhunderten hatte der Schwertadel den Ackerbau und die Industrie, den Handel und das Handwerk als matte Künste des Friedens verachtet und gering geschätzt und sich in ihrer Ablehnung als sein eigener ärgster Feind bewiesen. Er selbst war darüber verarmt und verroht und ein Element geworden, das in seiner Kulturfeindlichkeit nur noch als ein Schädling des Gemeinwesens anzusehen war. Die allmähliche Auflösung des Lehnstaates machte es den alten Geschlechtern schwer, wenn nicht unmöglich, sich an eine neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen,

Unbekannter Meister (Peter Flötner?), Deutscher Landsknecht
Holzschnitt

eine Beobachtung, die nicht nur für Deutschland zutrifft, sondern auf alle europäischen Staaten Anwendung findet. Sie konnten sich nicht darein finden, ihre Selbstherrlichkeit aufgeben zu sollen und noch weniger in den Verzicht auf Selbsthilfe. Am Schlusse des 16. Jahrhunderts hat Ulrich von Schwerin sein Schloß Spantekow noch mit so vorzüglichen Befestigungen versehen, daß es der Große Kurfürst hundert Jahre später regelrecht belagern mußte; der Kastellan von Musso träumte nach der Schlacht bei Pavia davon, am Comersee ein selbständiges Reich für sich begründen zu können, und Wilhelm von Grumbach wurde am Bischof von Würzburg zum Mörder, nur weil er sich nicht in die Zeit schicken konnte. So sinken die Unruhigen und die Unzufriedenen in ein Zwischenreich der Unordnung, in dem sie allen feind sind und von allen gehaßt und verachtet werden. Straßenräuber und Wegelagerer rekrutierten sich mit Vorliebe aus dem hohen und niederen Adel, so daß der Spruch gang und gäbe wurde: Morden und Rauben ist keine Schand', tun's ja die Edelsten im Land.

Das Bürgertum

Während man im Deutschland des 16. Jahrhunderts vergeblich nach einem Adligen von überragendem Maß Umschau hält,

Daniel Hopfer, Deutsche Landsknechte *Radierung*

Bernh. Strigel, Kaiser Max I. mit Familie *Gemäldegalerie, Wien*

gewahrt man unschwer, daß alles Bedeutende, was Kirche, Schule, Wissenschaft und Kunst hervorbrachten, dem Bürgertum entstammte. Die langen Jahrzehnte des Friedens, die 1553 begannen und erst 1618 endeten, sahen mit der Blüte des deutschen Städtewesens die Hochblüte der bürgerlichen Kultur, die sich gleichzeitig auf allen Gebieten des Daseins kundtat. Und dabei darf man sich vor Augen halten, daß dieser Zustand des Gedeihens mehr Gegner sah als Freunde, denn seit sich die Fürsten in der Liga von Cambray gegen Venedig verbündet hatten, war es ein nicht einmal verhehlter Grundsatz der

Jean Clouet, Franz I., König von Frankreich — *National-Galerie, London*

dynastischen Politik, in den freien Städten Rebellen zu sehen, die man schonen muß, solange man ihnen nicht schaden kann; eine rechtliche Existenz gestand man ihnen nicht zu. Politisch freilich war die Begabung des deutschen Bürgers nicht größer als sie heute auch noch ist; fanden sich wirklich einmal Männer unter ihnen von Tatkraft und Fähigkeiten, von Weitblick und energischem Wollen, wie Jürgen Wullenweber in Lübeck oder Henning Brabant in Braunschweig, so wurden sie die Opfer kleinlichsten Parteihaders, der sich an ihrer Größe durch Mißtrauen und Neid zu rächen wußte.

Die Bauern

Und die Bauern? »Ein elendes Volk von Sklaven« nennt Sebastian Münster 1542 den deutschen Bauer. Seine Lage war unerträglich, denn je nachdem es der Grundherr vorteilhafter fand, wandte er abwechselnd römisches oder germanisches Recht gegen ihn an. Der Herr behielt sein Lehen nach deutschem Recht, das des Bauern zog er nach römischem ein

Hans Holbein, Bonifazius Amerbach, 1519 *Oeff. Kunstsammlung, Basel*

und wenn Verjährung in Frage kam, so galt sie gegen und nicht für ihn. Aus freien Eigentümern waren sie fast überall besitzlose Sklaven geworden; das sogenannte »Legen« der Bauern hatte vorab in Norddeutschland zu einer systematischen Knechtung des Landvolks geführt. Es schieden nicht nur soziale Schranken den Bauern von den Mitbürgern der anderen Klassen, das Gefühl billigte ihnen kaum noch Menschenrechte zu. Luther, der doch selbst aus dem Volk hervorgegangen war, wenn auch nicht aus dem Bauernstand, machte aus seiner Verachtung kein Hehl; er und Melanchthon haben Herrn von Einsiedel die Gewissensbedenken ausgeredet, die er über die Bedrückung seiner Hintersassen empfand. Kein Wunder, daß sie, die man schlechter behandelte wie das Vieh, sich schließlich empörten. Der große Bauernaufstand von 1525 ist nur das Schlußkapitel einer Bewegung, die schon seit 50 Jahren nicht zur Ruhe kommen konnte. In Franken, im

Francesco Franciabigio, Bildnis eines jungen Mannes (Matteo Sofferoni?), 1522 *Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin*

Elsaß, am Rhein, in Kärnten, Steiermark, Krain, immer wieder waren Unruhen aufgeflammt und niedergeschlagen worden, ohne daß irgend jemand daran gedacht hätte, die Ursachen einer Unzufriedenheit, die nur zu berechtigt war, zu beseitigen. Die Reformation häufte neuen Brandstoff, denn nun versteckte der Agrarsozialismus seine wirtschaftlichen und politischen Wünsche hinter den Redensarten, die er dem Phrasenschatz der Wanderprediger entnahm und benutzte das Evangelium zum Deckmantel durchaus irdischer Bestrebungen. Der Boden war nur zu gut vorbereitet und als die Gedrückten in

Lorenzo Lotto, Familienbild — *National-Galerie, London*

Thomas Münzer, Florian Geyer u. a. rücksichtslose Führer fanden, da zündete der Aufstand wie Steppenfeuer in dürrer Heide und griff mit einer erschreckenden Schnelligkeit um sich. In Franken brannten 52 Klöster und 292 Schlösser; in Thüringen 70 Klöster, und als die bedrohten Herren sich zusammentaten und die schlecht geführten Haufen niederschlugen wie tolle Hunde, da lagen gegen 100000 Opfer am Boden und die staatliche Ordnung, die gesiegt hatte, brachte keine Heilung.

Das Geld

Die Knechtung und Unterdrückung trug das ihrige dazu bei, den Bauern in eine unerträgliche Lage zu versetzen, allein aber war sie nicht Schuld an den unerfreulichen Zuständen; der große Umschwung im wirtschaftlichen Leben der Nation, der sich fühlbar machte, indem er den Geldverkehr an Stelle der Naturalleistungen setzte, drängte die Landwirtschaft zurück und schob den Handel an ihren Platz. Dieser Wechsel, der sich in Deutschland seit dem 13. Jahrhundert angebahnt

Christoph Amberger, Bildnis eines Patriziers, 1525 *Gemäldegalerie, Wien*

hatte, der aus den Bauern Händler und aus den Dörfern Städte machte, trat im Anfang des 16. Jahrhunderts um so deutlicher in die Erscheinung, als die Entdeckung der Neuen Welt dem Geldverkehr neue Impulse mitteilte. Das Geld ist es, das sich beinahe sprunghaft zur neuesten Großmacht entwickelt und seinen Einfluß um so stärker in die Wagschale wirft, als der Import von Edelmetall die Kaufkraft der europäischen Münzen rapide verminderte. Dazu haben die großen Handels-Gesellschaften, die in den ihnen gehörigen Bergwerken einen wahren Raubbau auf Silber trieben, nach Kräften beigetragen, so daß man annimmt, daß der Geldwert im Laufe des 16. Jahrhunderts etwa auf die Hälfte dessen sank, was er vorher gegolten hatte. Man war dieser Erscheinung gegenüber völlig hilflos und hielt die großen Bank- und Handelshäuser, die von diesen Umständen profitierten, für die allein Schuldigen. Auf dem Kölner Reichstag von 1512 wurde den großen Handelsgesellschaften verboten, Truste zu bilden, um sich Monopole zu sichern und da das natürlich nichts half, so versuchten die Reichstage des dritten Jahrzehnts alle Handelsgesellschaften zu unterdrücken, deren Kapital

50000 fl. übersteige, denn man beschuldigte sie, wobei man vorzüglich die Augsburger und Ulmer Kaufleute im Auge hatte, das Volk zu neuen Genüssen und Bedürfnissen zu verleiten. Die Großhändler und die offenen Handelsgesellschaften verdienten in jener Zeit in der Tat ungeheuer, den Welsern rechnete man Gewinne von 30 bis 40 Prozent nach. Das Kapital, das Lukas Rem bei seiner Kompagnie eingelegt hatte, vermehrte sich binnen 20 Jahren um das Siebenfache und Bartholomäus Rem gewann mit 900 fl., die er 1520 Ambrosius Höchstetter anvertraut hatte, in 6 Jahren 33000 fl. Der Reichtum der Fugger war sprichwörtlich; ohne ihre Hilfe wäre Karl V. nicht Deutscher Kaiser geworden und ohne ihre finanzielle Unterstützung hätte er der Protestanten nicht Herr werden können, aber da die Fortsetzung des lutherischen Widerstandes, vor allem ein Sieg dieser Partei, den Handel, den die Fugger, Welser, Paumgärtner u. a. nach dem spanischen Indien trieben, ruiniert hätte, so setzten sie den Kaiser instand, die Störenfriede niederzuwerfen. Sie hatten ihre Hände in allen Angelegenheiten des Staates und der Kirche. Sie waren es, die dem Kardinal Albrecht von Mainz die 30000 fl.

Christoph Amberger, Bildnis einer Patrizierin, 1525 *Gemäldegalerie, Wien*

Lucas Cranach, Sibylle von Cleve, Gemahlin des Kurfürsten von Sachsen
Eremitage, St. Petersburg

vorgeschossen hatten, die er nach Rom schikken mußte, um sein Pallium zu bezahlen, und sie waren es, die den berühmt gewordenen Tetzel in Gesellschaft eines ihrer Kassierer nach Norddeutschland schickten, um diese Summe mittelst des Ablasses wieder einzubringen. Hätte Friedrich der Weise dem Kardinal-Kurfürsten nicht das sächsische Geld mißgönnt, wer weiß, ob er Luther dann gestattet haben würde, so scharf gegen den Mann und sein Geschäft vorzugehen. Konrad Mayer, der Sekretär der Fugger, berechnete das Vermögen seiner Brotherren im Jahre 1546 auf 63 Millionen Gulden, es hatte sich in den letzten 7 Jahren um 13 Millionen vermehrt. Ein Seitenstück zu diesen deutschen Geldfürsten war der Sienese Agostino Chigi, der Bankier Leo X., der, als er 1520 starb, ein Vermögen von 800 000 Dukaten hinterließ. Die Bankhäuser arbeiteten mit Wucherzinsen; der Bankier Ebner in Nürnberg nahm statt der erlaubten fünf oder sechs Prozent 13 bis 18, manchmal 25 bis 30 Prozent; man hört aber, daß 60 Prozent im Jahr und sogar 100 Prozent im Monat keine Seltenheit waren. In einer Zeit, in der die Staatsanleihen noch etwas ganz Unbekanntes waren, die erste, die 10 Prozent abwarf, gab Papst Clemens VII. aus, bot die Spekulation fast die einzige Möglichkeit, flüssige Kapitalien unterzubringen. Der Rück-

Lorenzo Lotto, Die Vermählung. 1523
Prado, Madrid

Lucas Cranach, Prinzessin Sibylle von Cleve als Braut des Kurfürsten von Sachsen, 1526 *Museum, Weimar*

schlag konnte nicht ausbleiben; der Bankerott der Augsburger Firma Höchstetter, die 1529 mit 800 000 fl. fallierte, war eine Sensation für die Zeit, ein Ereignis so folgenschwer für die Beteiligten, wie das Fallissement des Bankhauses Loitz in Danzig im Jahre 1572. Die Besitzer hatten Einlagen mit 10 bis 20 Prozent vergütet und haben durch ihren Bankerott ganz Pommern in Mitleidenschaft gezogen. Diese Geldwirtschaft mit den phantastischen Möglichkeiten ihrer ganz unwahrscheinlich großen Gewinne stiftete Unheil in den Köpfen, weil sie über das Geld und seinen Wert vollkommen täuschte. Herzog Ulrich von Württemberg vergeudete in drei Jahren solche Summen,

daß seine Schulden eine Million Gulden überstiegen, ein Betrag, den man mindestens mit zehn multiplizieren müßte, um auf den Goldwert der Mark zu kommen. Die zeitgenössischen Erinnerungen aus jenen Jahrzehnten sind denn auch voll von Beispielen plötzlichen ungeheuerlichen Glückswechsels. Die Frau des Bürgermeisters Wolf Wulflam in Stralsund, die bei ihrer Wiederverheiratung auf einem Stück englischen Tuches von ihrem Hause in die Kirche geschritten war, ging schließlich betteln, gerade wie die Witwe Leveling in Greifswald, von der Sastrow erzählt, daß sie täglich ein Huhn und einen Goldgulden zu verzehren gehabt habe, schließlich in Armut und Elend verkam.

Die Soldaten

Den Bauern wird es damals kaum zum Bewußtsein gekommen sein, daß ihre Grundherrn, soweit sie dem Adel angehörten, selbst in eine Lage gekommen waren, die ihren bisherigen Ansprüchen auf Geltung vollkommen den Boden entzog. Die Entdeckung des Schießpulvers war es, die das Lehnswesen umstürzte, denn sie machte die berittenen Adelsheere überflüssig, legte die Entscheidung in die Hand des Fußvolkes und würdigte die herkömmlichen ritterlichen Waffen zur Spielerei herab. König Jakob I. von England nannte die Rüstung einmal sehr witzig »eine herrliche Erfindung, sie hindert die Träger daran, Schaden zu nehmen oder Schaden zu tun«. Seit die stolzen burgundischen Ritter Karls des Kühnen den Schweizern bei Grandson und Murten unterlegen waren, war es offenbar, daß es mit dem Rittertum zu Ende ging, seine Rolle war ausgespielt. Da die Machthaber aber auf Bewaffnete als Werkzeug nicht verzichten konnten, so tritt an Stelle des durch seine Lehen verpflichteten Adels das Berufs-Soldatentum und zwar in der Form des Söldnerwesens, das sich bis zur Einführung der stehenden Heere behauptete. Diese Krieger waren dem 16. Jahrhundert als »Landsknechte« bekannt. Sie bildeten eine Geißel der Fürsten und Völker, ebensowohl derjenigen, für die sie sich schlugen, als derjenigen, gegen die sie kämpften. Man schreibt diese Einrichtung Kaiser Maximilian zu, sicher ist, daß der Name vor dem Jahre 1486 nicht erscheint. Sie bestanden aus zufällig zusammengelaufenen Mannschaften, deren Haufen eine barbarische Disziplin in Ordnung halten mußte. Ohne weiteres vermieteten sie sich dem, der ihnen am meisten bot, denn nationale, völkische oder romantische Gesichtspunkte waren diesem Betriebe vollkommen

Lucas Cranach, Bildnis dreier Mädchen *Gemäldegalerie, Wien*

fremd. So kämpfen sie oft genug auf beiden Seiten der Kriegführenden; bei Pavia standen Schweizer gegen Schweizer und Deutsche gegen Deutsche. Das Motiv ihres Handelns war die Aussicht auf Gewinn; war die Beute, die man ihnen zeigte, lokend genug, so konnte es geschehen, daß ein Fürst ein Heer von Landsknechten auf die Beine brachte, ohne in seinen Beutel greifen zu müssen. So machte es Karl V. in Deutschland, denn da bekannt war, es ginge gegen Rom, so strömten die Söldlinge in Scharen seinen Fahnen zu. Diese Horden von wildem und wüstem Gesindel empfingen ihre Löhnung nicht, und daher stürzten sie sich auf die Tiberstadt, um sich bezahlt zu machen. Während der Schreckenswochen des Sacco di Roma, die mit der Erstürmung am 6. Mai 1527 begannen, ging die Renaissance-Kultur der Tage Leo X. und Raffaels zu Ende; daß Papst und Kardinäle nicht erschlagen wurden, dankten sie einem glücklichen Ohngefähr, keiner schonenden Absicht. Indessen ist die Verwüstung Roms nur die markanteste Tatsache dieser Art, weil sie die alte Weltstadt und den Sitz des Papsttums betraf; in geringerem Umfange haben sich derartige Szenen der Zügellosigkeit noch unendlich oft wiederholt. Die Plünderung Antwerpens durch

Lucas Cranach, Bildnis einer jungen Frau

Gemäldegalerie, Stuttgart

die spanische Soldateska 1576 verhängte über die unglücklichen Bewohner nicht geringere Schrecken und machte der hohen wirtschaftlichen Blüte der reichen Handelsstadt für immer ein Ende. Dieses Söldner-Unwesen folgte seinen eigenen Gesetzen und bedrohte stets in erster Linie diejenigen, die sie gemietet hatten; mit Recht war Alfons I., Herzog von Ferrara, stolz darauf, daß er imstande sei, den Soldaten, die er hielt, pünktlich ihren Sold zu zahlen, sodaß seine Untertanen nicht durch sie gedrückt wurden. Der Fürst konnte sich darauf mit Recht etwas einbilden, denn dieser Zustand war eine Seltenheit und keineswegs die Regel; die Soldaten hausten in Freundesland gewöhnlich noch übler als im Gebiet der Feinde. In Deutschland kreuzte und segnete man sich, wenn man nur

Cranach, Bildnis e. Prinzessin von Sachsen (?)

Münchener Handel

von dem spanischen Militär hörte, mit dem der deutsche Kaiser sein Reich zu besuchen pflegte. »Die letzte hat Kaiser Carl der Stadt Augspurg gelassen«, schreibt die Zimmerische Chronik, »als er das unflätig volk seiner Spanier dahin gebracht, bei denen alle erbarkeit des Ortes erloschen, denn wie sie an denen orten sich halten, da sie eine kleine zeit beharren, das ist Deutschland die vergangenen Jar leider nur zuviel gewahr worden.« Sie hausten wie die Vandalen und führten z. B. aus dem Stift Bamberg nach Beendigung des Schmalkaldischen Krieges, also »aus Freundes Landen« 400 Frauen und Jungfrauen mit sich fort, um sie nach einigen Wochen nackt zurückzuschicken. Indessen die deutschen Landsknechte

waren um nichts besser. »Die Knecht, die zur Besatzung gehörten«, bemerkt Leonhard Widmann in seiner Regensburger Chronik zum Jahre 1529, »haben sich mit Stehlen und Rauben gegen den Bürger gehalten, daß der Türk wär besser gewesen.« Als sie dann abgelohnt werden, setzt er hinzu: »schad, daß die Kistenfeger nit all gehenkt wurden.« Während des Augsburger Reichstages von 1548 schwebte die Stadt dauernd in der größten Furcht, von den Landsknechten geplündert zu werden, denn die Unzuträglichkeiten wurden auch dadurch vermehrt, daß die spanischen und die deutschen Mannschaften des Kaisers sich untereinander noch weniger vertragen konnten als mit den Gegnern ihres Fürsten. Als Karl V. sich in Halle aufhielt, kam es zwischen den beiden Truppen zu Unruhen, die nur mit Mühe gestillt werden konnten, denn als der Kaiser seinen Neffen, den Erzherzog Maximilian, abschickte, um die Deutschen zu begütigen, wollten sie »den spanischen Bösewicht« totschlagen.

In dieser Lage befand sich aber nicht nur Deutschland; Bartholomäus Sastrow sah mit an, daß die päpstlichen Soldaten in des Papstes eigenen Landen den Leuten alles nahmen, was sie hatten, »die welsch Soldaten ist ein wüst Gesinde,« schreibt er, »schlimmer als die deutschen Landsknechte.« Dieser selbe Gewährsmann hat aber noch ärgere Teufel kennen gelernt, denn 1547 erlebte er, daß die böhmischen Reiter in Eger den Kindern Hände und Füße abschlugen und statt der Federbüsche auf ihre Hüte steckten.

Da die Söldner nur um des Lohnes willen kämpften, so war es ihnen auch durchaus nicht um Heldentaten oder kriegerische Lorbeern zu tun, sondern ausschließlich um die Beute. In der naivsten Weise kommt dies z. B. in der Selbstbiographie zum Ausdruck, die Sebastian Schärtlin von Burtenbach, auch ein Heerführer von Landsknechten, hinterlassen hat. »Hab mir aus diesem Krieg gebracht 5000 fl.«, schreibt er 1536 bei Beendigung des Feldzuges in Italien. 1542 bemerkt er über die Ergebnisse des Heerzuges gegen den Herzog von Braunschweig: »in diesem Krieg hab ich in allem wohl 4000 fl. erobert. Dem Allmächtigen sei Lob und Dank«, aus dem Schmalkalderkrieg bringt er an Besoldung, Geschenken und Beute 30000 fl. heim und freut sich der Feststellung, daß auch sein Sohn in 10 Monaten schon 1300 Kronen »erobert« habe.

Barth. de Bruyn, Bildnis einer Patrizierin Städelsches Institut, Frankfurt a. M.

Die Art der Kriegführung war bestialisch. »1527 haben wir in Rom seltsam hausgehalten«, ist alles, was Schärtlin von Burtenbach über die Greuel des Sacco di Roma zu berichten weiß; über die Einnahme von Narni schreibt er dagegen sehr befriedigt: »Das Schloß haben wir aus der Gnade Gottes erobert und tausend Personen darin, Mann und Weib, totgeschlagen.« Darin hat sich auch das ganze Jahrhundert hin-

David Vinckenboons, Das Quartierbillett im Dorfe Kupferstich von Boëtius a Bolswerd

durch nichts geändert. Graf Emicho VIII. von Leiningen, der u. a. 1504 Kloster Limburg zerstörte, hatte sich den Titel des »Brandmeisters« verdient; 1519 während der Hildesheimischen Stiftsfehde brannten auf einmal 50 Dörfer. »Die Spanier und Böhmen«, schreibt Georg Butze in seiner Magdeburger Chronik, »thun 1547 in Sachsen um Wittenberg ganz entsetzlichen Schaden, aber die Nachbarn aus der Mark Brandenburg haben mit Rauben, Stehlen und Plündern noch weit ärgeren gethan.« Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg sagte 1552 Nürnberg ohne jeden Grund eine Fehde an und überzog das Gebiet der Reichsstadt und die ihm benachbarten von Würzburg und Bamberg mit Raub, Mord und Brand. Er steckte 90 Schlösser und 170 Dörfer in Brand und zwang Nürnberg, sich mit 200000 fl. den Frieden zu erkaufen. Will ein Herr dem andern einen Schabernack spielen, so geht es über die Dörfer her. 1540 überfällt z. B. Graf Christoph von Landenberg die Zimmern'sche Besitzung Beffendorf, plündert sie, schlägt die Bauern tot und läßt sie schließlich in Flammen aufgehen, und der gutmütige Hans von Schweinichen läßt so nebenbei fallen, daß sie nur, um den Grafen Salm zu ärgern,

David Vinckenboons. Die spanischen Soldaten und die Bauern
Kupferstich von Boëtius a Bolswerd

ihm ein Dorf abbrennen. 1591 tritt Lupold von Wedel in die Dienste Heinrich IV., aber die ganze Kriegführung besteht nach seinem eigenen Geständnis in Rauben, Plündern und Brandschatzen. »Ermordet und erstochen, was angetroffen«, konstatiert er gelegentlich ziemlich kühl und es jammert ihn nur, daß selbst in Ortschaften, die den Freunden gehören, auch kleine Kinder auf der Mutter Arm nicht geschont werden.
Es begreift sich ohne weiteres, daß Soldaten von diesem Kaliber keine Freunde fanden und auf jede Hilfe verzichten mußten, wenn ihnen etwa die Macht entglitten war. So beobachtete Bartholomäus Sastrow, der kurz nach der Schlacht von Mühlberg über die Lochauer Heide reiten muß, die Leichen der tödlich verwundeten Landsknechte, die verhungern und verschmachten mußten, weil sich niemand ihrer annahm, und von 8000 deutschen Reitern, die 1587 zum König von Navarra zogen, kamen nach Joachim Brandis nur 500 zurück, während die übrigen starben und verdarben, ohne eine Schlacht geliefert zu haben, nur weil sie nicht bezahlt, nicht verpflegt und nicht versorgt wurden.

Hans Holbein, Bildnis der Elisabeth Dancy, 1528
Handzeichnung. Windsor Castle

Aus den Scharen zuchtlosen Gesindels rekrutierten sich im Kriege die Armeen und im Frieden die Räuberbanden, die Land und Meer unsicher machten. Martin Pechlin, der im Beginn des Jahrhunderts dem Seeraub in den Gewässern der Ostsee oblag, kaperte einmal 12 hansische Schuten und ließ die 105 Mann zählende Besatzung einfach über Bord werfen, weil sie ihm unbequem war. In der Nordsee übten englische Schiffe das gleiche Gewerbe. Als Samuel Kiechel 1589 von Dover aus nach dem Kontinent zurückkehrte, erlebte er, daß gerade französische Schiffe von Seeräubern eingebracht und öffentlich versteigert wurden. Der französische Pirat Mondragon hatte es besonders auf portugiesische Fahrzeuge abgesehen und zumal war das Mittelmeer ein gefürchteter Schauplatz des Seeraubs, dem nicht nur die Barbareskenländer huldigten, sondern an dem sich alle Uferstaaten in edlem Wetteifer beteiligten.

Es stand übel um die Sicherheit zur See und nicht besser um die auf dem festen Lande. 1540 machte eine Bande von Räubern und Mordbrennern ganz Mitteldeutschland unsicher; Ambrosius von Trotha, Stadtrichter von Merseburg, erließ einen gedruckten Steckbrief hinter ihnen, der nicht nur ihr

H. Holbein, Engl. Dame mit Haube und Rosenkranz, von vorne und von rückwärts *Nach der Handzeichnung. British Museum, London*

Signalement sondern auch die Geheimschrift enthielt, deren sie sich zu Mitteilungen bedienten. Die Magdeburger Schöffen-Chronik schiebt die Verantwortung für ihre Untaten Herzog Heinrich von Braunschweig zu, dem man damals alles zutraute. Indessen hatten Menschenleben zu jener Zeit nur geringen Wert, stand doch der Menschenhandel und nicht nur der mit Schwarzen, noch in voller Blüte. 1501 wurden nach der Einnahme von Capua die gefangenen Frauen in Rom um

ganz geringe Summen öffentlich verkauft, und man wußte, daß Cesare Borgia Kinder rauben ließ, um sie in der Residenz seines Vaters und Papstes als Sklaven verhandeln zu lassen. In Venedig zählte man 1516 27000 Sklaven und noch 1588 waren sie ein beliebter Handelsartikel. Dieser Gebrauch scheint auch nördlicheren Gegenden nicht ganz fremd geblieben zu sein. Johannes Butzbach, Piccolo in einem Gasthof in Karlsbad, wird von einem adligen Böhmen geraubt und später weiter verschenkt, und als Herzog Heinrich von Liegnitz 1569 vom Besuche des Landtages in Lublin zurückkehrt, stiehlt Hans von Zedlitz zwei Jungen, die er mitnehmen will, weil sie gute Musikanten sind. Die adligen Herren in Holstein, läßt sich Samuel Kiechel vernehmen, »achten den menschen als ein vüch, vertauscht einer seinen Jungen gegen eines andern Hund«. Den italienischen Landleuten galt ohnehin jeder Fremde als vogelfrei und selbst die Einheimischen sahen die Vorsicht als den besseren Teil der Tapferkeit an. Benvenuto Cellini verläßt Neapel bei Nacht, »damit man mir nicht auflauern und mich berauben sollte, wie es die Gewohnheit in Neapel ist«. Rom, die Residenz des Statthalters Christi, war die unsicherste Stadt Italiens, kein Reisender wagte es, Geld bei sich zu tragen, so kam damals die Gewohnheit auf, seine Barschaft einem Bankier anzuvertrauen und sich von diesem ein laufendes Konto eröffnen zu lassen. Als Montaigne nach Rom kam, wurde gerade ein gewisser Catena hingerichtet, der gestand, 54 Morde nur aus Freude an der Sache verübt zu haben. Auf dem Marktplatze Veronas sah Samuel Kiechel bei der Durchreise zehn Banditen, die man zur Strafe ihrer Missetaten jeden an einem Bein aufgehängt hatte. Es stand um die andern Länder keineswegs besser; alle Reisenden, welchem Stande sie auch angehören, selbst Könige und Königinnen, die unterwegs sind, schweben beständig in Gefahr, geplündert und ermordet zu werden. 1529 wurde ein Sattlergeselle in Straubing gerichtet, der im Alter von 24 Jahren schon 22 Morde begangen hatte. Man steckte ihn lebend an den Spieß, der mit 190 Schlägen durch seinen Körper getrieben wurde. 1581 entdeckte man die Höhle des Räubers Christmann Genipperteinga in einem Walde unweit Köln a. Rh. Man fand 70000 fl. von der Beute und das Gerücht wollte wissen, der Bösewicht habe sich gerühmt, 964 Morde auf dem Gewissen

H. Holbein, Margaret Bryan (Handzeichnung). 1527
Öff. Sammlungen, Basel
(Mit Gen. d. Verlags Jul. Bard)

Barth. Bruyn, Maria mit dem Kinde und dem Herzog von Kleve, 1528
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

zu haben. Er wurde gerädert und auf das Rad geflochten, auf dem er mit mehrfach gebrochenen Gliedern noch neun Tage gelebt hat.

Die Raubritter

In Deutschland war die Benutzung der öffentlichen Straßen mit um so größerer Gefahr verbunden, weil der Adel die Wegelagerei geradezu wie einen Sport trieb. Der Handel galt für eine unritterliche Beschäftigung, eine im Grunde undeutsche Idee, die im Zeitalter der spanischen Vorherrschaft allgemeine Geltung erlangte; die Warenzüge der Kaufleute aber anzugreifen und zu berauben oder einzelne Reisende zu plündern

und gefangen zu setzen, bis sie sich lösen konnten, war einem Edelmann keineswegs ein Schimpf. Das war z. B. die Beschäftigung Götzens von Berlichingen, den Goethes Schauspiel in eine durchaus nicht verdiente romantische Beleuchtung gerückt hat. Er lebte davon, Augsburger und Ulmer Kaufleute zu fangen, und erst, nachdem sie hohe Summen erlegt hatten, wieder frei zu lassen. In einer wahrhaft rührenden Harmlosigkeit schreibt er, als ihm 1515 ein Anschlag auf die Räte des Kurfürsten von Mainz durch die Voreiligkeit und Disziplinlosigkeit seiner Bande mißlingt, er sei »durch liederliche, heillose Leut verwahrloset«, um eine Beute von 34000 fl. gebracht worden. In diese Kategorie gehört auch Franz von Sickingen, der es meist auf die Augsburger, Straßburger, Mailänder Kaufleute abgesehen hatte, die zur Messe nach Frankfurt a. Main zogen; bei einem solchen Zuge hat er einmal 50000 fl. davongetragen. Ganz besonders schwer haben die Augsburger und Nürnberger von den »Plackern« leiden müssen. 1535 fing Hans Thomas von Rosenberg den auf einer Badereise befindlichen Augsburger Handelsherrn Laux Lang mit seiner ganzen Familie. Er hielt den Vater 18 Wochen gefangen und ließ ihn erst frei, als er ein Lösegeld von 20000 fl. bezahlt hatte; der Arme hat die Mißhandlungen, die er in dieser Zeit erlitten, aber nur noch kurze Zeit überlebt; der sechs Jahre alte Sohn blieb drei Jahre gefangen und mußte von den Angehörigen mit 6000 fl. ausgelöst werden. Christoph von Giech, Kunz Schott u. a. werden unter denen genannt, die dem Handel Nürnbergs besonders arg zusetzten und die Bürger zu schädigen wußten. Paul von Absberg hieb seinen Gefangenen eine Hand ab, Heinrich von Guttenstein und Hans von Selbnitz ermordeten die Kaufleute, die nicht imstande waren, ein Lösegeld aufzubringen. 1544 überfiel Albrecht von Rosenberg den Gesandten Hieronymus Paumgärtner, der mit kaiserlichem Geleit von Speyer nach Nürnberg zurückkehrte und hielt ihn länger als ein Jahr gefangen. Er wurde nur durch Austausch gegen einen Spießgesellen des Raubritters frei und die Stadt mußte überdies noch 800 Goldgulden für ihn zahlen.

Jede größere und darum reiche Stadt besaß in dem Landadel der Umgebung ihre geborenen und geschworenen Feinde. Sebastian Langhans beschwert sich, daß Hans und Albrecht

Hans Holbein, Frau und Kinder des Künstlers, 1528/29
Oeffentliche Kunstsammlung, Basel

von der Schulenburg 1524 die Bürger Magdeburgs plündern, Georg Butzes Chronik führt ähnliche Taten Johanns von Asseburg und Wichmanns von Wulfen aus dem Jahr 1548 auf, und als vollends Karl V. Magdeburg in die Acht erklärte, wurden die Bürger bis unmittelbar vor die Tore der Stadt gejagt. Paradiese adliger Schnapphähne waren auch Mecklenburg und Pommern. »Es war die Straßenräuberei im Land Mecklenburg gar gemein, das dieselb nicht ernstlich gestraft wurd,« schreibt Bartholomäus Sastrow. In Pommern war nach Joachim

Lorenzo Lotto, Weibliches Bildnis *Sammlung Holford, Dorchester House, London*

von Wedel das den Herren von Manteuffel gehörige Schloß Poppelow das Hauptnest der Wegelagerer; die Herren von Puttkammer, von der Goltz u. a. waren aber ebenso gefürchtet. Hennike von Holstein auf Ankershagen hatte einmal nichts Geringeres vor als seinen Landesherrn, den Herzog Albrecht von Mecklenburg, zu fangen, was ihm aber nicht gelang. Mit der Stadt Waren lag er in dauernder Fehde; als die Bürger einmal einen Untertan des Ritters fingen, rösteten sie ihn und Hennike soll sich für diese Untat dadurch gerächt haben, daß er einen Einwohner von Waren am offenen Feuer braten ließ; der Spitzname »Bradenkirl«, den er dadurch davontrug, blieb seinem Andenken bis auf den heutigen Tag. Daß der Weg, durch Straßenraub seine Verhältnisse aufzubessern, weder ungewöhnlich war, noch ungehörig erschien, geht auch aus den Erinnerungen Hans von Schweinichens hervor. Mit der liebenswürdigen Offenheit, die die Aufzeichnungen dieses braven Schlesiers kennzeichnet, erzählt er, daß er in seiner ewigen Geldverlegenheit auch auf

die Wegelagerei verfiel und bei Mörs reisenden Kaufleuten auflauerte, freudig und willig unterstützt von den Knechten, »die den Sammet schon mit der langen Elle gemessen haben«.
Das ganze Jahrhundert hindurch ist man dieses Unwesens nicht so recht Herr geworden, erst als die Fürstenmacht stark genug geworden war, um den Übermut der Landsassen zu zügeln, kehren Ordnung und Sicherheit ein, die mit aller Strenge in Einzelfällen vorher nicht zu erreichen gewesen waren. 1523 unternahm der Schwäbische Städtebund einen förmlichen Krieg gegen die fränkischen Raubritter und legte binnen 40 Tagen 24 ihrer Burgen in Asche und wenn die Städte einen Unvorsichtigen fingen, so kannten sie keine Gnade. So ließen die Rostocker den Vollrath von der Lühe köpfen, und als die Mainzer 1575 Barthel von Winzingerode erwischt hatten, da konnte ihm selbst die Fürsprache von Papst und Kaiser nicht das Leben retten, er wurde enthauptet. Gelegentlich taten sie sich untereinander Gerechtigkeit an. Jakob von Voß hatte sein Vermögen im Spiel an seinen Onkel, den Raubritter Bernt von Maltzan verloren und steckte ihm aus Ärger darüber eines seiner Dörfer an. Der Neffe hatte aber das Unglück, dem Onkel in die Hände zu fallen, der ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit rädern und köpfen ließ.
Die Rolle, die der deutsche Adel in dieser Beziehung spielte, war nicht gerade rühmenswert, aber er befand sich durchaus nicht an der Spitze derer, die ohne Raub nicht wußten, wie sie ihren Lebensunterhalt erwerben sollten. In Italien ging es keineswegs viel anders zu und nicht alle großen Herren werden aus so ritterlichen Beweggründen sich auf den Straßenraub gelegt haben, wie der Marchese Alberto Malaspina, der Reisende überfiel, weil es ihm sonst an Mitteln gefehlt hätte, in seinem Hause die Gastfreundschaft großen Stils üben zu können, auf die er Wert legte. Der Metzer Bürger Philipp von Vigneulles wurde samt seinem Vater von Jean de Harcourt aufgegriffen und auf dem Schlosse Chauvency an der Maas 14 Monate in hartem Gefängnis gehalten, bis sie durch Erlegung von 500 Goldgulden frei wurden. Graf Robert von der Mark brandschatzte die Bürger von Thionville, Pierre Burtaul Souffroy lauerte den Metzer Kaufleuten auf, die sich nach Frankfurt a. M. begaben und so ließe sich dieses üble Kapitel noch weit länger fortsetzen, aber die angeführten Tat-

sachen, die durchaus typisch sind, werden genügen, um ein Bild von den öffentlichen Zuständen zu geben, wie sie das ganze 16. Jahrhundert hindurch geherrscht haben.

Die Säkularisation

Man wird auch nicht außer acht lassen dürfen, daß die Erfolge, welche die Reformation vielfach, und in manchen Ländern sogar mit dauernden Resultaten erzielte, zum guten Teil auf den Mangel an sittlichem Gefühl bei den Machthabern zu setzen sind. Da sie durch keine Erwägungen ethischer Natur beeinflußt wurden und ungescheut ihren Instinkten nachlebten, so war ihnen die Reformbewegung ein nur zu willkommener Vorwand, ihrer Habsucht zu fröhnen. Sicherlich hing die Mehrzahl der großen wie der kleinen Herren der alten Kirche an, nicht aus Überzeugung, sondern aus Gewohnheit, aber als das neue Bekenntnis die Säkularisation der Klöster und des geistlichen Besitztums in so verführerische Nähe rückte, da war die Versuchung für viele unter ihnen doch zu groß. »In diesem Punkte,« schrieb Luther, »sind selbst papistische Junker gut lutherisch,« und die pommerschen Junker, die sich für die Reformation ausgesprochen hatten, wurden wieder irre, als sich herausstellte, daß sie nur blutwenig durch die gewaltsame Enteignung der geistlichen Güter gewinnen würden. In Schweden kam die Reformation 1527 zustande, weil König und Adel sich in die Beute teilten, und an das englische Reformwerk braucht man ja nur zu erinnern, um auf ein Gewebe der schmählichsten Motive zu stoßen. Ehebruch und Habsucht gaben Heinrich VIII. den Anlaß, zur Trennung von der alten Kirche zu schreiten; freilich waren der Monarch und seine Helfershelfer Engländer genug, um ihr eigennütziges Tun hinter schönen Worten zu verstecken. Auch hier teilten Krone und Adel den Raub. Thomas Cromwell erhielt den Beinamen »der Mönchshammer«, denn er hat außer Tausenden von kleinen Stiftungen 643 Klöster und 90 Kollegien aufgehoben. Vor 1540 zog der König aus dem Anteil, den er sich gesichert hatte, schon gegen 1/2 Million Dukaten an Einkünften. Die deutschen Reformatoren hätten die Konfiskationen der geistlichen Güter gern dazu benutzt, um Zwecke der Wohlfahrtspflege zu fördern und vor allem Schulen davon einzurichten und zu dotieren, aber sie haben diese Absicht nur in Ausnahmefällen erreicht, — nur in Württemberg diente die Säkularisation wirklich

Paris Bordone, Violante *Galerie Schleißheim*

einer Förderung der Kultur, indem das ganze Schulwesen des kleinen Staates von Grund auf organisiert und mit Mitteln der aufgehobenen Klöster ausgestattet wurde. Der größte Teil dessen, was die alte Kirche einbüßte, ging in den Besitz des Adels und der Fürsten über und wieviel ging rettungslos verloren, denn die Enteignung wurde mit einem Vandalismus durchgeführt, der die Werke der Kunst von vornherein dem Untergang weihte.

Wären die Voraussetzungen, mit denen die Reformatoren an ihr Werk gingen, auch völlig rein und ganz ohne selbstsüch-

tige Hintergedanken gewesen, was bei Handlungen, die Menschen ausführen, nie der Fall sein wird, so wären sie doch in dem Augenblick in Frage gestellt worden, wo der Pöbel an die Ausführung ging. Aber nicht sobald hatte Luther mit seinem Vorgehen gegen Rom eine Autorität angetastet, die bis dahin als unumstößlich gegolten hatte, als auch schon alle Dämme brachen und alle bösen Geister losgelassen schienen. »Ist nicht guet, den gemeinen Pöfel zu verhetzen«, schreibt Sebastian Langhans in seiner Magdeburger Historie zum Jahre 1524, als er von der Bilderstürmerei in Kirchen und Klöstern berichten muß, und ähnliche trübe Betrachtungen konnte man damals an allen Orten anstellen. Wie das wilde Heer stürzte sich die vernunftlose Gefolgschaft der Anarchisten und Kommunisten, die sich nun mit ihren verrückten Theorien an das Licht des Tages wagten, auf alles, was ihnen erreichbar war, und da das Proletariat bekanntlich nichts aufbauen kann, so schwelgte es in Orgien blinder Zerstörungswut. Der Hexensabbath des Bildersturms begann in Wittenberg, während Luther sich auf der Wartburg aufhielt und nötigte ihn, sein Asyl zu verlassen, um die Rädelsführer des wüsten Pöbels, in diesem Falle Karlstadt, zu vertreiben. Aber was half es, ein oder dem andern Tollkopf das Handwerk zu legen; der Same des Unheils ging überall auf und trug überall die gleichen Früchte. Die Reformatoren wurden die Geister, die sie gerufen, nicht los und Luther selbst erlebte schaudernd, welch Unheil die deutsche Übersetzung der Bibel, die er den ewig Unmündigen in die Hand gegeben hatte, anrichtete. Nichts konnte kindischer und alberner sein als die Auslegung, welche die Wiedertäufer dem Wortlaut der Schrift zuteil werden ließen, und doch oder vielleicht eben darum verbreiteten sich ihre läppischen Anschauungen mit großer Schnelligkeit über ganz Deutschland, um im Handwerkerstand anscheinend einen besonders günstigen Nährboden zu finden. Da verquickten sich theokratische Ideen mit kommunistischen Theorien und chiliastischen Schwärmereien zu einem Vorstellungskreis von geradezu grotesker Barbarei; wäre es nicht so traurig, die menschliche Vernunft auf Abwegen zu sehen, so wäre es lächerlich. »Sie haben den Brauch also ir Ding gmain zu haben«, schreibt der Augsburger Maler Jörg Breu d. Ä. in seinen Erinnerungen über die Anhänger dieser Sekte, »welche nichts haben, die lassen die andern

Die Wiedertäufer

Parmegianino, Damenbildnis · *Städelsches Institut, Frankfurt a. M.*

arbeiten und was er gewinnt, das helfen sie ime verzeren«. Trotzdem sie also durchschaut wurden, breiteten sie sich unter Buchbindern, Schustern, Schneidern, Tuchmachern immer weiter aus, die Annalen aller süddeutschen Städte jener Jahre sind voll von ihren Händeln. Daß es schließlich auf nichts Neues und nichts Besseres hinauslief, zeigte sich, als ein hübscher holländischer Schneidergeselle Johann Bockelsohn, der mit der Zunge besser und geschickter umzugehen wußte als mit Nadel und Schere, den Gottesstaat der Wiedertäufer in Münster aufrichtete. Das Tun und Treiben dieser kommunistischen Des-

potie bestand in Mord und Totschlag, Geilheit und Unzucht und bewies, wenn es dessen bedurft hätte, daß die Propheten und Volksverführer den höheren Ständen nichts neideten als ihre Laster und die straflose Nachgiebigkeit an alle Instinkte rohester Genußsucht. Sie besaßen durchaus keine höheren Vorstellungen als solche, die sie den gehaßten höheren Ständen abgesehen hatten und waren völlig unfähig, irgend etwas zu schaffen, das Dauer besessen hätte. Die verrückte anarchistische Schmutzerei in Münster ging verdientermaßen in Schrecken unter.

Die Reformation

Die Haltung, welche Luther, Melanchthon und die andern Reformatoren einnahmen, wenn sie mit solchen zusammenstießen, die aus der von ihnen verkündeten freien Forschung andere Resultate gewannen, als sie selbst für gut hielten, die Unduldsamkeit, die sie gegen die Bauern, die Wiedertäufer u.a. an den Tag legten, entfremdete ihnen die Gemüter des eigentlichen Volkes. Die Menge sah die Einrichtung einer neuen Kirche an Stelle der alten mit Gleichmut, wenn nicht mit Gleichgültigkeit an, die Vernunft gewann ja nichts dadurch. Die Reformation hatte mit Verwerfung der kirchlichen Autorität und der Tradition begonnen; sie endete damit, daß sie sich einer andern Autorität, der der Bibel unterwarf, und eine Buchstabensklaverei einführte, deren Zwang drückender war als der bisherige Dogmatismus. In diesem Zusammenhang spricht Schwenckfeldt vom Ersatz des menschlichen Papstes durch einen papierenen, der Werkheiligkeit durch die Wortheiligkeit und klagte schon damals, die neuen Kirchen gestatten weniger Freiheit, zu glauben und zu reden, als unter Heiden und Türken herrsche. So war denn auch der Protestantismus nicht imstande, sich zu einer Kirche zusammenzuschließen, sondern blieb nur ein Sammelname für alle akatholischen Sekten; im 16. Jahrhundert erscheint er meist viel weniger als Überzeugung oder Gemütssache, denn als bloße Verneinung, nicht des katholischen Bekenntnisses, sondern des katholischen Kultus. Der Angriff auf das Lehrgebäude der alten Kirche lief auf die Errichtung eines anderen hinaus, das enger und finsterer war als das, welches beseitigt werden sollte, und eine Forschung, die geistige Freiheit hindern und selbständiges Denken nicht dulden wollte, war ein Widerspruch in sich selbst. Von einer Pflege reinen Christentums in der neuen Gemeinschaft konnte keine Rede sein, oder sie ging, wo sie angestrebt wurde, in

Pontormo oder Bronzino, Weibliches Bildnis
Städelsches Institut, Frankfurt a. M.

dem Fanatismus des Parteihasses unter. So sagte sich Georg Witzel 1531 von der sächsischen Kirche los, weil ihm die sittlichen Zustände der neuen Gemeinden um nichts besser dünkten als die der alten, und in jenem berühmten Brief, in dem er dem Baumeister Tschertte in Wien den Tod Dürers anzeigt, schreibt Willibald Pirkheymer, ein Gönner und Gesinnungsgenosse der Reformation, Dürer und er wären gut lutherisch gewesen, »denn wir hofften, die römische Büberei, desgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden.

So man aber zusieht, ist die Sache also ärger worden, daß die evangelische Buben jene Buben fromm machen». Drastisch schildert er den Lebenswandel, den die ausgesprungenen Mönche führen, »mit Worten und Predigen sind wir überaus geschickt, aber mit den Werken ist es müh und bei Niemand mehr denn bei denen, die sich auf das allerevangelischt machen«.

Luther Vielleicht ist dies Versagen der Reformation an einem so wesentlichen Punkt die Schuld dessen, den man als ihren Urheber betrachtet. Luthers Vorzüge waren ein tiefes Gemüt, das sich mit kühnem Denken und kräftigem Willen paarte, aber bei aller Gesundheit des Körpers und der Seele war er leider so durch und durch deutsch, daß ihm auch die leiseste Spur politischer Begabung völlig fehlte. Er besaß nicht einmal das Organisationstalent, das Kalvin und in noch weit höherem Grade Ignaz von Loyola zu eigen war; er begnügte sich, den Anstoß zu geben und überließ dem Zufall, was daraus werden sollte. Ihm galt der Glaube nur als Mittel zur Seligkeit, während er z. B. Zwingli ein Mittel zur sittlichen Erneuerung des Lebens bedeutete. Als das Religionsgespräch in Marburg zwischen beiden Männern scheiterte, war der Reformation als fortschrittlichem, aufbauendem Prinzip das Urteil gesprochen, von nun an kamen die Grundsätze der Reformation ihrem Gegner zugute. Luther hielt es nie mit dem Volk, sondern stets mit dem Despotismus und als er sah, daß Menschen und Verhältnisse ihm über den Kopf wuchsen, setzte er seine Hoffnung auf den Weltuntergang, von dem er 1540 überzeugt war, er werde ihn bald erleben.

Politisch hat die Reformation Deutschland einen Schaden zugefügt, dessen ganze Größe kaum zu schätzen ist. Sie spaltete das ohnehin zerrüttete Reich in einer unheilbaren Weise und was nützte es dem dummen Michel, daß ihm die Religion Herzenssache war, wenn ihm der Überschuß an Gemüt die Kraft und den Willen zur Selbstbehauptung lähmte? Franzosen und Engländern war die Religion immer nur ein politisches Mittel, aber sie benutzten sie geschickt, um die staatliche Einheit und die politische Größe zu erringen. Die Greuel, unter denen die Parteikämpfe zwischen Hugenotten und Katholiken in Frankreich und England vor sich gingen, waren nicht geringer als die auf deutschem Boden sich ereigneten. Hier unternimmt

Lucas Cranach, Luther *Gemäldegalerie, Schwerin*

der Henker eine Gastreise durch das Frankenland und knüpft 40 lutherische Geistliche auf, dort lassen die Kalvinisten ihrem Hasse freien Lauf und wüste Szenen der Unduldsamkeit schänden die Geschichte von Castres, Caen, Rouen, Bayeux und anderen Orten, ebenso wie in England jede Partei, sobald sie zur Macht gelangt, die Häupter der Gegenpartei auf das Schaffot sendet. Überall mischte sich der Pöbel ein, begierig, den Parteihader dazu benutzend, sich mit Raub und Mord die Taschen zu füllen. Der französische Hof wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die ihm die Hochzeit des Königs von Navarra mit der Prinzessin Margarete bot. Unklug genug begaben sich dabei die Häupter der Hugenotten in die Hand ihrer Gegner und nur 5 oder 6 von ihnen war der Untergang bestimmt. Der Pariser Straßenpöbel aber fragte viel danach, was die Regierung wollte oder nicht wollte, er ergriff freudig den religiös-politischen Vorwand, um seinen verbrecherischen Instinkten zu frönen. König Philipp II. von Spanien schrieb seinem Gesandten, die Bartholomäusnacht sei eine der größten Freuden seines Lebens und Papst Gregor XIII. ließ in Rom Dankmessen für sie lesen; sie haben sicher beide nicht geahnt, daß die Zahl der guten Katholiken, die bei diesem Anlaß der Privatrache oder der Habsucht zum Opfer fielen, beinah ebenso beträchtlich war wie die der gemordeten Hugenotten, die dem Fanatismus erlagen. In England wie in Frankreich waren die Zwistigkeiten unter den Bekenntnissen schließlich in einen Kampf zwischen der Staatsgewalt und ihren politischen Gegnern ausgeartet; in beiden Fällen blieb der Staat Sieger, in Frankreich das katholische Königtum, trotzdem die Hugenotten schon 1561 mehr als 2000 Gemeinden bildeten, in England das protestantische Königtum, trotzdem das Interregnum der blutigen Maria die Hochkirche und ihre Anhänger mit Feuer und Schwert auszurotten gedachte. Kein guter Engländer durfte fürderhin Katholik sein, kein guter Franzose Hugenott, nur Deutschland hatte außer dem Schaden, den ihm der kleinfürstliche Partikularismus zufügte, auch noch das neue Übel zu tragen, daß die Reformation das deutsche Volk in zwei große Parteien zerriß, die sich erst Jahrhunderte später vertragen lernten, als das religiöse Interesse so abgeflaut war, daß die Unduldsamkeit nicht der Toleranz, sondern der Gleichgültigkeit wich. Anlaß zu gegenseitigem Haß blieb ja trotzdem.

Sog. Halbfigurenmeister (Schule des Jean Clouet), Drei musizierende Damen
Herzogl. Schloß, Meiningen

Hieron. Wierx, Ignatius Loyola Alvin 1936. Radierung

In Italien und Spanien blieb der reformatorische Gedanke ohne Widerhall im Volke. Der Katholizismus wurde nicht angetastet, weil er als Bekenntnisgar keinen Boden im Herzen oder Gemüt der Nationen besaß; er war eine Formsache, wie etwa die Kleidung, auf die man auch nicht verzichtet, weil es nicht nur wünschenswert, sondern hergebracht ist, seine Blöße zu bedecken. Nachdem die ersten Stürme der Leidenschaften vorübergebraust waren, hat die römische Kirche sogar den größten Vorteil von der Reformation gezogen, um so größeren, weil sie in der glücklichen Lage war, die notwendige Erneuerung an Haupt und Gliedern bei dem Haupte beginnen zu können und die Reformation von oben her in der Einheit des Zieles und der angewandten Mittel den Erfolg sicherte. Luther war der stärkere Geist, Ignaz von Loyola der kräftigere Mensch, der Deutsche lebte mit Hoffnung und Glauben dem Jenseit, der Spanier mit Wollen und Vollbringen dem Diesseit, jener verachtete die Welt, dieser gedachte sie zu unterwerfen. Wenn im Schiffbruch der alten Kirche das Christentum nicht unterging, sondern gerettet wurde, so haben an diesem Verdienst der Stifter der protestantischen Kirche und der Gründer des Jesuitenordens den gleichen Anteil.

Ignaz von Loyola

Erziehung und Schule

Beide Männer haben sich, und es ist nicht ohne Interesse, dies zu beobachten, des gleichen Mittels bedient, um ihre

Zwecke durchzuführen: sie haben sich der Erziehung der Jugend zugewendet. Jeder, der auf eine längere Dauer hinaus zu wirken wünscht, muß danach trachten, das heranwachsende Geschlecht in seine Hand zu bekommen, und wenn heute das siegestrunkene Proletariat sich als erstes anschickt, das Niveau der Bildung herabzudrücken, um eine Plattform der Unwissenheit und Unfähigkeit herzustellen, so haben auch die Reformatoren nach der Schule gestrebt, weil sie nur in dieser ihr Werk sicher verankern zu können glaubten. Man braucht kaum zu betonen, daß es ihnen um eine Hebung des Unterrichts zu tun war, nicht um eine Verflachung desselben; dieses Ideal gehört erst der herrlichen deutschen Republik der Nichtskönner und Schönredner an.

Es war im Beginn des 16. Jahrhunderts schlecht genug um Erziehung und Unterricht bestellt. Auch auf diesem Gebiet hatte die Kirche, die es als ihre eigenste Domäne angesehen hatte, völlig versagt und sich mit der oberflächlichsten Routine begnügt. Die Schule hatte weder auf den Erwerb einer allgemeinen Bildung gezielt, noch hatte sie beabsichtigt, die Schüler mit den Wissenschaften vertraut zu machen; es war ihr nicht einmal darum zu tun gewesen, die geistigen Kräfte in formaler Weise zu entwickeln, sie ging lediglich darauf aus, die Geister soweit abzurichten, daß sie imstande waren, im Dienst der Kirche deren Obliegenheiten zu erfüllen. Man erkennt das z. B. daran, daß zwar jahrhundertelang der lateinische Unterricht gepflegt worden war, aber ohne jede Rücksicht auf die sprachliche Ausbildung oder die Kenntnis des klassischen Altertums, es handelte sich lediglich um das internationale Idiom der Kirche, in dem Klerus und Laien ihre Geschäfte wahrnahmen. Der Stumpfsinn der Methode hatte einen starken Rückgang der Studien im Gefolge; an der Universität Erfurt gingen von 1520 bis 26 die Immatrikulationen von 312 auf 14 zurück, in Heidelberg überstieg die Zahl der Professoren die der Studenten und in Freiburg hatte der Jurist Zasius gelegentlich nur sechs Hörer, und die stammten noch dazu alle aus Frankreich. Und dabei war die Erziehung in Haus und Schule nicht nur rückständig in wissenschaftlicher Beziehung, auch in ethischem Sinne ließ sie alles zu wünschen übrig, denn sie war von der größten Roheit. Der Tiroler Lukas Geizkofler, der die Stadtschule

in Sterzing besuchte, der Elsässer Konrad Pellikanus, der seinen Anfangsunterricht in Rufach erhielt, beklagen sich noch im Alter über die grausame Behandlung, die sie erdulden mußten; Joachim Brandis wird von seinem Pädagogen »hart geholden und unfürnünftich bie den oren getogen«, der Augsburger Matthäus Schwarz läuft seinem geistlichen Lehrer in Heidenheim davon, weil er die Prügel nicht mehr aushalten kann; der Metzer Bürgersohn Philipp von Vigneulles sieht mit an, daß sein Lehrer einem Mitschüler aus Roheit ein Bein bricht, und Luther, den seine eigene Mutter aus ganz geringfügiger Sache halbtot geschlagen hatte, nennt einmal die Schulen »rechte Kerker und Höllen, die Schulmeister Tyrannen und Stockmeister«. Daß Montaigne nur zweimal in seiner Jugend Schläge erhalten hatte und seinen eigenen Kindern erlaubte, ihn »Vater« zu nennen statt »mein Herr«, ist ein Ausnahmefall ganz unerhörter Art und in der Tat so ungewöhnlich, daß er immer wieder als solcher herangezogen wird.

Fahrende Schüler

Am schlimmsten waren die armen Kinder daran, die als fahrende Schüler auf die Wanderschaft gehen mußten, denn noch war selbst der Erwerb des Elementar-Unterrichts nicht immer am Geburtsort der Bildungsbeflissenen möglich. Johannes Butzbach aus Miltenberg a. Main und der Schweizer Thomas Platter haben ja wahrhaft klassische Schilderungen ihrer Erlebnisse hinterlassen. Ihre Angehörigen vertrauen sie älteren Schülern an, aber diese zwingen sie zum Betteln und Stehlen, mißhandeln sie und halten sie vom Lernen ab, statt sie zu unterrichten. So hielten sich in Breslau etliche tausend Schüler auf, lebten alle vom Bettel und lagern nach Platters Schilderung auf den Kirchhöfen »wie die Säu in der Streu«. Jahrelang zieht er so von Ort zu Ort, weil er einen Vetter, der älter und stärker ist als er, durch Betteln und Diebereien ernähren muß; als er 18 Jahre alt ist, kann er noch nicht einmal den Donat lesen. Diese traurigen Erfahrungen haben aber sein Gemüt nicht zur Milde und seinen Verstand nicht zur Einsicht bekehrt; seinen eigenen Sohn Felix tritt er mit Füßen und hat es nur einem Zufall zu danken, daß er ihm nicht ein Auge ausschlägt.

Für unsere Vorstellungen von der Buchdruckerkunst und ihrer Ausbreitung ist es erstaunlich zu hören, daß man gedruckte Bücher beim Schulunterricht noch gar nicht kannte. In Ruf-

Unbekannter deutscher Künstler: Monogramm A S. Liebespaar, 1530 — *Radierung*

Christoph Amberger, Kaiser Karl V., 1532
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

ach nannten nur die Wohlhabenden gedruckte Donate ihr eigen, die sie aus Ulm kommen lassen konnten; bei St. Elisabeth in Breslau aber hatten zu Platters Zeit, also im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, nicht einmal die Lehrer gedruckte Bücher zur Hand; daß der Präzeptor so glücklich war, einen gedruckten Terenz zu besitzen, merkt der Selbstbiograph als eine äußerst merkwürdige Tatsache an. Butzbach und Platter hatten das Glück, aus dieser Schule von Lastern und Verbrechen gesund und unverdorben hervorzugehen; von den Studenten, die dabei zugrunde gegangen sein mögen, meldet die Geschichte nichts, und nur der zündende Erfolg, den die Reformation sofort im Lager der Halbgebildeten fand, zeigt, daß sich der Nachwuchs der lutherischen Prädikanten aus der Wanderschule rekrutierte.

Der Humanismus

Die deutsche Reformation ging einen Bund mit dem Humanismus ein, denn wie sie erstrebte auch dieser eine Befreiung des Geistes aus der Vormundschaft der Kirche und wie sie suchte und fand er seine Wortführer unter Bürgern und Bauern. In Deutschland bedeutete der Humanismus nicht eine Wiederbelebung des klassischen Altertums, sondern den Übergang zu einer neuen Weltanschauung, zu der ihm die Reformation die Wege ebnete. Aus dieser Verbindung stammte die Fülle neuer und überraschender Gedanken, welche eben damals in die

Jakob Seisenegger (Tizian?), Kaiser Karl V., in Bologna gemalt im Winter 1532—33 *Prado, Madrid*

Öffentlichkeit drangen. Sie unterwarfen nicht nur alles Bestehende der Kritik, sondern befruchteten alle Gebiete des geistigen Lebens, wo immer es mit staatlichen, religiösen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Zuständen in Berührung kam, mit neuen, anregenden, wenn auch nicht immer brauchbaren Ideen. In diesem Sinne darf man sogar sagen, daß Reformation und Humanismus im 16. Jahrhundert das zeitigten, was wir die öffentliche Meinung nennen; spontan kamen Lob und Tadel, Wünsche und Hoffnungen in einer überaus zahlreichen Literatur von Flugschriften und fliegenden Blättern zum Ausdruck. Das bedeutet den wesentlichen Fortschritt, den das 16. Jahrhundert gegen früher brachte, das Recht auf die eigene Persönlichkeit. Das Mittelalter hatte in seinem geistigen Zuschnitt den Individualismus gar nicht gekannt, der Einzelne bedeutete nichts und galt nur innerhalb einer Zunft, einer Gilde, einer Bruderschaft oder sonst einer Verbindung etwas. Das Geltendmachen der Individualität und das freudige Bekennen zu ihrer Besonderheit kündigen den Beginn der Neuzeit an; die Reformation, welche den Autoritätsglauben stürzte und der Humanismus mit seiner Pflege der Humanität, d. h. der Würdigung echter und schöner Menschlichkeit, ohne Rücksicht auf das kirchliche Bekenntnis, haben sie heraufgeführt.

In Deutschland kommen besonders zwei Männer in Betracht, welche die Geistigkeit dieser Zeit stärker verkörpern als andere und die immer neben Luther genannt werden müssen: Erasmus von Rotterdam und Melanchthon. Von Haus aus reiner Stubengelehrter, erhebt sich Erasmus in seinem ethischen Wollen und der Freiheit seiner Anschauung hoch über seine Zeitgenossen. Er träumte von einer Veredelung der Sitten, von einer Vereinigung der Aufgeklärten, die als eine Kulturschicht den Boden Europas bedecken sollten, und fühlte sich als Erzieher der Menschheit zu einem höheren Ideal der Bildung und Gesittung. Für ihn war es ein Verhängnis, daß er den Ausbruch der Reformation als ein Fünfziger erlebte und sich gezwungen sah, aller seiner Abneigung gegen theologisches Gezänk zum Trotz im Streit der Geistlichen Partei nehmen zu sollen. Er wollte Humanität und sah das Unkraut der Konfessionalität alle Saaten des Humanismus überwuchern und zur Unfruchtbarkeit verurteilen. Er wußte, daß die Tren-

Erasmus von Rotterdam

H. Holbein, Erasmus von Rotterdam mit zwei Schauben *Holzschnitt*

nung der Bekenntnisse einen Rückschritt bedeutete und keinen Fortschritt, und da er nicht imstande war, sich einer der beiden kämpfenden Kirchen aus Überzeugung anzuschließen, so geriet er zwischen zwei Feuer, von der einen Partei gehaßt, von der andern verachtet, von beiden mit Mißtrauen angesehen. Er ist eine tragische Erscheinung inmitten einer Zeit, die Eiferer nötiger brauchte als Edle. Seine Tätigkeit als Forscher und Denker, die Arbeit, die er in der Kritik der Texte geleistet, haben das wissenschaftliche Leben Deutschlands auf eine neue Basis gestellt und wenn so viele seinen Namen kennen und doch nur so wenige von ihm wissen, so liegt das daran, daß gelehrte Verdienste selbst da, wo sie der Allgemeinheit reiche Früchte getragen haben, nur von Gelehrten gewürdigt zu werden pflegen. Melanchthon war darin glücklicher als Erasmus; zu gleicher Zeit Reformator der Kirche und Schule, errang er schon bei Lebzeiten den ehrenden Beinamen des Praeceptor Germaniae. Solange er lebte, war er der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens der Nation und wenn die protestantische Schule einen hohen Aufschwung nahm, so verdankte sie das ihm. In wahrhaft genialer Weise verstand er, die Lehranstalten des lutherischen Deutschland zu Trägern der klassischen Bildung zu machen, indem er sie auf die Studien der alten Sprachen und der Altertumskunde einstellte. Er gab ihnen dadurch auf pädagogischem Gebiet die führende Stellung, die sie jahrhundertelang behauptet haben. Religiös war die Umstellung zwar erfolgt, das Bildungsideal aber blieb das Alte: die reine Latinität, nur daß an Stelle des verdorbenen Küchenlateins der Dunkelmänner die klassische Sprache des alten Rom trat. Man hat das so übertrieben, daß auf vielen Schulen der Gebrauch der Muttersprache geradezu verpönt war; Montaigne z. B. wurde nur mit Latein aufgezogen und hat Französisch erst lernen müssen. Luther hat den Deutschen eine lesbare Schriftsprache erst geschenkt und in seiner Bibelübersetzung den Grundstein zu ihrer sprachlichen Einigung gelegt, aber es hätte Not getan, den Deutschen die lateinische Sprache ausdrücklich zu verbieten. Was nutzte es, daß er selbst, daß Hutten u. a. deutsch schrieben, die Gebildeten hielten nur um so hartnäckiger an der alten Sprache fest. Konrad Pellicanus ereifert sich zwar dafür, daß man sich in Deutschland auch für gelehrte Zwecke nur

Melanchthon

H. Holbein, Die Gesandten Jean de Dinteville und Georges de Selve, 1533
Nationalgalerie, London

der deutschen Sprache bedienen solle, er selbst aber schreibt immer Lateinisch, sogar die Selbstbiographie, die er ausschließlich seinem Sohn zudachte.

Die Reform der Schule kam weitaus mehr der Ausbildung der Methode und der Auswahl des Wissensstoffes zugute als der Pädagogik selbst, die Behandlung der Schüler blieb grausam und roh. Die sächsischen Klosterschulen Pforta, Ilfeld, Roßleben u. a., die in jenen Jahren entstanden, haben den Ruhm ihrer wissenschaftlichen Leistungen durch den barbarischen Pennalismus befleckt, der in ihnen geduldet wurde. Selbst in Goldberg, wo Valentin Trotzendorf, was der Kuriosität halber bemerkt sei, einen »Schülerrath« einsetzte, ging es nicht ohne Mißhandlungen ab; Hans von Schweinichen, der 1566 hier Lateinisch reden lernte, ist ein Zeuge dafür.

Das humanistische Schulwesen der Reformation wirkte stark auf die römische Kirche, denn es zwang sie, ihm ein gleichwertiges System an die Seite zu setzen. Dies Bedürfnis hat die Gesellschaft Jesu befriedigt, deren Leiter das Gelübde des Jugendunterrichts in die Regeln des Ordens, den er stiftete, aufnahm. Die Jesuiten haben das ganze Erziehungswesen von der Volksschule bis zur Hochschule systematisiert und in eine Ordnung gebracht, die einem Zweck galt: Erhaltung und Befestigung des katholischen Glaubens. Sie begriffen die ganze Wichtigkeit, die diese Angelegenheit für die Kirche und den Orden besaß und haben sie nie aus den Augen verloren. Ihre Erziehungsanstalten waren Knaben, Studenten, Seminaristen gewidmet und bildeten von Anfang an den Kern ihrer Tätigkeit. Dadurch, daß sie die Seelen der Heranwachsenden in ihre Gewalt bekamen, geboten sie schließlich über die Vernunft der Männer und erlangten einen Einfluß über die Laienwelt, der ihnen faktisch eine unbegrenzte Macht sicherte. Auch in den Schulen der Jesuiten galt die Fertigkeit im Lateinischen als das eigentlich letzte Ziel der Bildung, die Kenntnis der Wissenschaften, die sie vermittelten, hielt sich in den enggesteckten Grenzen scholastischen Denkens. Übrigens hatten die Jesuiten um so größere Erfolge, als sie einmal in dem Rufe standen, ohne Prügel bei der Erziehung auszukommen, und wo sie es irgend schaffen konnten, den Unterricht umsonst erteilten, denn sie wandten die ihnen zufließenden Einnahmen immer in erster Linie ihren Konvikten und Seminaren zu. Sie erweckten die größten Hoffnungen und Montaigne nennt die Unterrichtsanstalten der Jesuiten, nachdem er die in Rom besucht hatte, »die Pflanzschulen großer Männer«.

H. Holbein, Sieur de Morette, 1534 — *Gemäldegalerie, Dresden*

Die Kunst

Die Renaissance war in Italien, wo sie entstanden war, eine vorwiegend künstlerische Bewegung, sie nahm in Deutschland einen literarischen Charakter an; in Italien wollte man eine Wiederbelebung des klassischen Altertums, in Deutschland ging man an eine kritische Erforschung desselben. Den Träumen einer Welterneuerung auf ästhetischer Basis bereitete die deutsche Reformation ein nüchternes Ende; Menschen und Welt waren anders beschaffen und verlangten anderes, als die Idealisten des Humanismus es sich vorgestellt hatten. Die italienischen Renaissance-Menschen des 15. Jahrhunderts bewegte

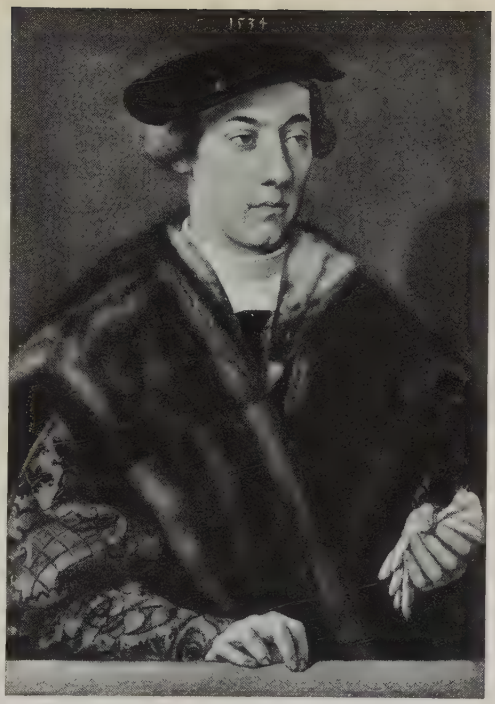
die formale Schönheit der Antike tiefer als ihr seelischer Gehalt, sie begeisterten sich für ihre Formenwelt, weil sie in ihr die Gewähr einer höheren Kultur erblickten. Es war die italienische Kunst, die den neuen Menschen entdeckte und aus der stumpf gewordenen Überlieferung öder Schablone das Ideal herausschälte, das die Persönlichkeit zur Vollkommenheit zu entwickeln erlaubte. In künstlerischer Beziehung gab es zwischen dem Süden und dem Norden keine Brücke; die Voraussetzungen, unter denen die Kunst hier wie dort existierte, waren ebenso verschieden, wie ihre Betätigung. Im Norden sah sich die Kunst vorwiegend auf den Innenraum angewiesen, er gehöre einer Kirche oder dem Hause an, im Süden war ihr die Öffentlichkeit eigen; im Norden lag ihre Pflege hauptsächlich bei dem Bürgertum der Reichsstädte, im Süden bei den weltlichen oder geistlichen Despoten. So konnte jenseit der Alpen die Architektur auch im Profanbau schon eine hohe Blüte erreicht haben, während sie diesseit noch gar nicht zu Wort kam; im Süden richtete man den Blick bewußt und absichtlich auf die Reste einer großen Vergangenheit, um ihr Schönheit und Größe abzulauschen, während man im Norden noch an Vorstellungen hing, die lediglich der Phantasie ihr Dasein verdankten. Dort huldigte man der Form und hier galt der Inhalt mehr wie die Schale: der eine besaß die Harmonie und verstand, Maß zu halten, indessen der andere ausschweifen mußte, wollte er seinem Schaffensdrang genug tun.

Wie Jahrhunderte später der Klassizismus, so war auch die Renaissance ein Danaergeschenk für die Deutschen, bei dem ihre Kunst mehr verloren als gewonnen hat. Schon der Inhalt der neuen Vorstellungswelt war für den Italiener etwas, das eng mit seiner Geschichte und Tradition zusammenhing, während der Deutsche gezwungen war, sich erst damit auseinanderzusetzen und eine Stellung dazu zu suchen. Genau so verhielt es sich mit den Mitteln. Italien war die Heimat der Künste, die in Architektur, Malerei und Skulptur ihre Betätigung fanden, während Deutschland, so Großes es auch auf diesen Gebieten schon geleistet hatte, doch ganz vorwiegend seine ästhetische Befriedigung in den zeichnenden Techniken zu finden gewöhnt war.

Die deutsche Kunst stand um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert in ihrer Hochblüte; sie hatte eine ähnliche Epoche

H. Holbein, Georg Gisze. 1532
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

nur einmal vorher, im 13. Jahrhundert, erlebt und sie ist ihr später nicht wieder beschieden gewesen. Sie besaß einen festen Boden in der Nation, denn was sie ausdrückte und wie sie es tat, war im besten Sinne volkstümlich, noch führte der Weg zur Kunst nicht über Wissen und Bildung. Die Grenzen der kirchlichen und der profanen Kunst flossen ineinander, denn, was sie beide zu sagen hatten, versetzte immer die gleichen Saiten in Schwingung und berührte die gleichen Empfindungen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in dieser Zeit Albrecht Dürer, Matthias Grünewald, Hans Holbein, Lukas Cranach, Tilman Riemenschneider, Peter Vischer schufen, um nur solche Namen zu nennen, die auch dem Amusischen bekannt sind, so werden wir inne, daß es glänzend um die deutsche Kunst stand, und diese Größen der ersten Ordnung waren ja von einer Plejade niederer Sterne begleitet, von denen jeder, wie Albrecht Altdorfer, Hans Burgkmaier, Martin Schaffner, Hans Baldung Grien und viele, viele andere es mit einem Dutzend Italiener aufnehmen konnte. Und auf diesen üppigen Flor fielen Renaissance und Reformation wie Nachtfröste und Mehltau und ließen, was so hoffnungsfroh in die Halme geschossen



Barthol. Bruyn, Bildnis eines jungen Mannes, 1534
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Lucas Cranach, Christiana Eulenau, 1534
Gemäldegalerie, Dresden

war, nicht zur Reife gelangen. Die neuen Anschauungen von jenseits der Berge verfälschen und trüben den Gehalt, sie entreißen die Kunst ihrem eigentlichen Nährboden, dem volkstümlichen Verständnis, und impfen ihr dafür neue Ideen vornehmer Exklusivität ein. Dazu die unselige Vorliebe der Deutschen für alles Ausländische, die sich wieder einmal einreden ließ, das Fremde sei schon darum das Bessere, weil es anders war als das Hergebrachte. Der italienische Geschmack macht die deutschen Künstler irre an sich selbst, und wer sich von dem verhängnisvollen Einfluß überzeugen will, den die Renaissance bei uns ausübte, der sehe in Dürers Werk, wie der große Nürnberger Meister bei seinem Ringen mit ihr die Naivität des Schaffens einbüßt und ihm die Tiefe der Empfindung über dem Kampf mit den rein formalen Werten verloren geht.

Die Renaissance wirkte aktiv schädigend, die Reformation passiv. Ungleich der alten Kirche, welche ihren Kultus auf das engste mit der Kunst verschwistert hatte, ließ sie sie als Faktor des Gottesdienstes völlig beiseite. Sie war an und für sich nicht gerade kunstfeindlich, die verderblichen Bilderstürme fallen dem Pöbel zur Last, nicht den Reformatoren, aber die Oppositionsstellung gegen die römische Kirche drängte ihr eine ablehnende Stellung gegen jeden Schmuck durch die bildenden

Künste geradezu gebieterisch auf. Je näher die feindlichen Kirchen einander räumlich lagen, um so stärker kam dieser Gegensatz zum Ausdruck, und es ist nicht zufällig, daß das reformierte Bekenntnis am strengsten auf das schmuckloseste Gotteshaus hält. Die katholische Religion verlangt nach einem bildkünstlerischen Ausdruck ihres Glaubens; ja, sie kann ihn bei dem Reichtum ihres Himmels an Heiligen und Wundern überhaupt nicht entbehren, während der Protestantismus nichts enthält, was eine sinnenfällige Gestaltung fordern würde. Das Luthertum stand der Kunst gleichgültig gegenüber und so geschah es, daß die deutsche Kunst, innerlich gelähmt durch die Aufnahme des süßen welschen Giftes, äußerlich weite Gebiete der bisherigen Geltung verlor.

H. Holbein, Catharine Willoughby d'Eresby, Herzogin von Suffolk *Nach der Handzeichnung. Windsor Castle*

Nicht leicht hat sich die Gedankenschwere der deutschen Phantasie mit den neuen Forderungen abgefunden und wer sich mit den Schöpfungen bekanntmacht, die in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auf deutschem Boden entstanden sind, der wird leicht beobachten können, wie fest das gotische Gefühl in der deutschen Seele wurzelte und wie lange die gotische Überlieferung noch nachhallt. Aber trotzdem in

Tizian, Isabella von Portugal, Gemahlin Kaiser Karl V. *Prado, Madrid*

Deutschland das lebendige Verständnis für das, worauf es der italienischen Renaissance im Grunde ankam, fehlte, so setzte sich der neue Geschmack doch allmählich durch, getragen und unterstützt von der Vorliebe der Auftraggeber, denen, sie hätten nicht Deutsche sein müssen, der fremde Künstler mehr galt als der einheimische, der ja nicht weit her war. Die deutsche Kunst hat dabei eine Wandlung durchgemacht, die sie ihrer eigensten Werte beraubte und ihr dafür keinen Ersatz bot, denn eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den Ideen der italienischen Renaissance ist auf deutschem Boden nicht erfolgt; der einzige Mann, der sie für die Deutschen hätte

fruchtbar machen können, Hans Holbein, ging der Heimat viel zu früh verloren, lange, ehe er dies Problem gelöst hatte. So blieb das Neue etwas äußerlich Angeflogenes, es entsprang nicht dem Gefühl, sondern war eine Mode, oft genug reizvoll und gefällig geübt, aber eine Angelegenheit, die ohne Bedeutung war, eine Kunst des Verfalls, nicht national und nicht individuell, nicht schöpferisch und nicht lebendig. Fünfundzwanzig Jahre nach Dürers Tode gibt es auf deutschem Boden keinen deutschen Maler mehr; alle, selbst die, welche die verhängnisvolle Studienfahrt nach Italien nicht angetreten haben, bemühen sich nach besten Kräften so zu malen wie die vielbewunderten Vorbilder der römischen oder bolognesischen Eklektik. Inhalt und Ausdruck erstarren in Manier und gefallen sich in einer Übertreibung der Gesten und einem schablonenmäßig gehandhabten Kolorit, das die deutschen Manieristen jener Epoche noch weit ungenießbarer macht, als selbst ihre italienischen Lehrmeister.

Der technische Betrieb der Künste erlitt gewisse Veränderungen durch die Zuwanderung welscher Handwerker, die in ganzen Scharen über die Alpen zogen und in München und Augsburg wie in Schlesien und an der Waterkant förmliche Kolonien bildeten. 1537 ließ der Herzog von Bayern den ersten derartigen Trupp aus Mantua kommen und siedelte ihn in Landshut an und ihre Einwirkung veranlaßte dann, daß die italienische Formgebung auch in das deutsche Kunsthandwerk überging. Überhaupt ist ja das, was man so gemeinhin deutsche Renaissance nennt, kein Stil, sondern nur eine Zierde, die spielerische, häufig äußerst anmutige Aufnahme der Renaissance-Elemente in das Ornament. Daran haben sich alle Handwerker beteiligt und vor allem kennzeichnet sich diese Freude an Schmuck und Zierat in der Baukunst. Der gläserne Saalbau und der Ottheinrich-Flügel des Heidelberger Schlosses, die fürstlichen Residenzen in Stuttgart, Brieg, Dresden, Güstrow weisen in der Überfülle des schmückenden Beiwerks darauf hin, daß der Deutsche ein Kompromiß eingehen mußte, als es für ihn darauf ankam, sich die fremde Gedankenwelt zu eigen zu machen. Ganz naiv hat man die Verzierungsweise, die man in Stein übte, auch auf andere Materialien übertragen; der dekorative Charakter blieb so völlig ohne eigene Note, daß er beliebig zu verwenden war. Viel-

fach haben die deutschen Auftraggeber die Renaissanceformen erst aus zweiter Hand empfangen, denn wie niederländische Maler die ersten waren, die in Deutschland die welsche Manier einführten, so haben auch niederländische Baumeister die neue Architektur gebracht und es ist ihnen, wie Friedrich Sustris und Peter Candid in der Münchener Michaelshofkirche gelegentlich sogar ein großer Wurf gelungen.

Gewiß, und darauf hat schon Dehio hingewiesen, war das 16. Jahrhundert nicht mehr dazu angetan, einen Einheitsstil wie die Gotik hervorzubringen. Das Leben der europäischen Kulturvölker war zu reich, zu mannigfaltig geworden, ihre gegenseitigen Beziehungen zu eng, um noch an Formen festhalten zu können, die national bestimmt waren. Zur selben Zeit, als die italienische Kunst nach Deutschland vordringt, gelangt sie auch nach Frankreich und sogar nach dem national so viel abgeschlosseneren Spanien und beeinflußt auch hier Architektur, Malerei und Kunsthandwerk, mit dem gleichen zweifelhaften Erfolg. In der außeritalienischen Renaissance erkennen wir heute keine Verjüngung der Kunst mehr, sondern eine Verfallserscheinung. Die Renaissance hat das Große, dessen sie fähig war, nur auf italienischem Boden geleistet; als man aber diese national gebundene Kunst in das Ausland verpflanzte, in dem irrigen Glauben, in ihr den Geist der Antike zu besitzen, gewann man statt dessen ein zersetzendes Element. Weil die Gebildeten den antiken Stoffen größeren Wert zuschrieben als den heimischen, wandten sich auch die Künstler ihnen zu und diese Bevorzugung unkünstlerischer Gründe hat sich schwer an ihnen gerächt. Sie verloren den Boden des allgemeinen Verständnisses, denn sie handhabten Motive, die ihnen selbst nicht recht vertraut waren, sie büßten, indem sie mit dem fremden Genius rangen, die eigene Frische und Unmittelbarkeit des Schaffens ein und wurden in eine Sackgasse verlockt, aus der die Kunst Jahrhunderte gebraucht hat, um wieder herauszufinden. Sie hatte mit dem Verzicht auf ihr Volkstum ihre Seele preisgegeben.

Selbstverständlich wird man nicht verkennen, daß der außerordentliche Reiz der italienischen Renaissancekunst, der ja bis heute nicht nachgelassen hat, an sich verführerisch genug war, um die Künstler jenseits der Berge von ihrem Wege abzulenken. Überragende Persönlichkeiten fehlten in Deutschland

Heinrich Aldegrever, Johann Bocholt von Leyden, König der Wiedertäufer in Münster, 1536 Bartsch 182

seit Dürers Tode, Holbein war in England und wenn Cranach auch eine ungewöhnlich betriebsame Natur war und durch seine vollbesetzte Werkstatt mit ihren zahlreichen Schülern stilbildend auf die deutsche Malerei des Nordens wirkte, die freie Größe der Italiener besaß er nicht. Auch in Italien war mit Raffaels Tode schon früh im 16. Jahrhundert die große Epoche der Renaissance in ihrer Blüte beendet worden, aber Michelangelo, der bis 1564 lebte, Tizian, der erst 1576 starb und Paolo Veronese, der erst 1588 dahinging, verknüpften noch immer die Gegenwart mit der großen Vergangenheit und sorgten dafür, daß die Überzeugung nur auf italienischem Boden gedeihe die Kunst nichts von ihrer Kraft verlor. Über der italienischen Spätrenaissance selber aber lagerte die Erinnerung an Raffael und Michelangelo wie ein Riesenschatten, der die selbständige Entwicklung jeder künstlerischen Eigen-

art hinderte. Es war unmöglich, es diesen Meistern gleichzutun, geschweige denn, sie zu übertreffen, und so schien dem nachgeborenen Geschlecht auch hier nichts übrig zu bleiben als Nachahmung. Aus dieser Erwägung heraus entstanden denn auch damals die Akademien in Rom und Florenz, die berühmteste in Bologna, wo die Caracci sich bemühten, die Nachahmung in ein wohlgeordnetes System zu bringen. Sie lehrten die Kunst, aus den Schöpfungen der großen Meister der Vergangenheit die Essenz auszuziehen, um im Besitz dieser untrüglichen Rezepte ebenso Großes zu leisten wie sie. Die Manieristen und die Eklektiker haben die Kunst in Fesseln geschlagen, und es hat lange genug gedauert, bis sie sich aus diesen Banden zu befreien vermochte.

Nichts ist so öde und langweilig wie die sogenannte große Kunst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts: viel Können und wenig Geist, ein immer neues Variieren der alten abgespielten Themata. Versöhnend wirkt nur die Bildnismalerei, in der auch die Kleinen unter den Großen Bleibendes geschaffen haben. Da kann sich ein Bronzino in der kühlen Vornehmheit seiner Farbe sehr wohl neben Tizian sehen lassen und auch die außeritalienischen Maler wußten sich, wenn sie dem Modell gegenüber saßen, von den Scheuklappen freizumachen, die ihnen die willenlose Befolgung fremder Vorschriften angelegt hatte. Die Clouet, Coëllo, Pantoja, Greco, Moro haben Porträts ihrer Zeitgenossen hinterlassen, die man als Meisterstücke bezeichnen darf, so psychologisch vertieft erscheint die Auffassung und so virtuos die Mache. Mit all den Schwierigkeiten, die der übertriebene Putz und die Kleidung der Epoche den Künstlern in den Weg legen, werden sie spielend fertig und holen in glücklicher Stunde des Gelingens aus den wunderlich hergerichteten Mannequins fühlende Menschen von Seele und Herz heraus. Auf diesem Gebiet haben wir das Recht, den Deutschen einen Ehrenplatz anzuweisen; Hans Holbeins Bildnisse gehören zu dem Besten, was dieser Künstler geschaffen, ebenso wie Lukas Cranach nichts aus seiner Werkstatt hervorgehen ließ, was die von ihm gemalten Porträts überträfe.

Die deutschen Kleinmeister

Wenn wir, die wir letzten Endes auf die Mode zielen, uns danach umsehen, wo wir wohl das Abbild des wirklichen Lebens jener Zeit antreffen, so werden wir wieder auf deutsche

H. Holbein, Jane Seymour, dritte Gemahlin Heinrich VIII. 1536
Hofmuseum, Wien

Tizian, Herzogin Eleonore Gonzaga von Urbino *Uffizien, Florenz*

Meister hingeführt. Die Kunst, die man so gern als die Große bezeichnet, übersah absichtlich das Dasein rings um sie her; der Hoch- und Spät-Renaissance war die Naivität der Frühzeit völlig verloren gegangen; sie bevölkerte ihre Kunstwerke mit gleichgültigen Schemen zeitloser Herkunft, Modellen, die ihre Individualität und alle Bedingnisse des Milieus, dem sie angehören, abgelegt haben. Zeit und Menschen, wie sie waren und sich gaben, finden wir in erster Linie bei den deutschen Kleinmeistern, die wie die beiden Brüder Beham, Aldegrever, Virgil Solis, Jost Amman und andere ihre Blicke nicht über sich erhoben, sondern einfach und offenen Auges um sich sahen und ihre Zeitgenossen auf Markt und Straße, in Haus und Werkstatt beobachteten. Ihr

Griffel macht die Schwarzweißkunst zum eigentlichen Tummelplatz des deutschen Genius, der, wenn er sich selbst überlassen blieb, immer nach dem Zeichenstift langte und nur gezwungen den Pinsel in die Hand genommen hat. In köstlicher Frische und einer dem Leben abgelauschten Natürlichkeit haben sie die Menschen ihrer Epoche geschildert, am besten und überzeugendsten dann, wenn sie ganz in ihrer Sphäre blieben und die ihnen seelisch so nahverwandten Spießbürger darstellen durften. Da sind sie ganz in ihrem eigensten Element, denn sie haben Geist von ihrem Geist, Fleisch von ihrem Fleisch vor sich. Jost Amman führt uns mitten in den bürgerlichen Alltag von damals; wir dürfen ihn in alle Werkstätten begleiten und Meister und Meisterin über die Schulter gucken; Aldegrever ladet uns zu den Festen der Patrizier und Beham zu den Bauern. Die deutsche Kunst nennt in dem Werk ihrer »Kleinmeister« einen Schatz ihr eigen, wie ihn kein anderes Volk aus dieser Zeit besitzt; gesunder Sinn und Daseinsfreude offenbaren sich in diesen Blättern, gepaart mit dem unbekümmerten Vertrauen auf das eigene Können, das sich durch schöne Theorien nicht von seinem Ziele abdrängen oder über seine Grenzen hinauslocken läßt.

Komfort und Hygiene

Überraschend gering sind die Fortschritte, welche in diesem Jahrhundert die Annehmlichkeiten des Lebens gemacht haben, soweit sie mit der Kunst in Zusammenhang stehen. Alle Kleinkünste blühten, Teppichweberei, Glasmalerei, Möbelschreinerei, Töpferei, Gold- und Silber-Schmiedearbeiten haben glänzende Leistungen hervorgebracht, die äußere Schönheit von Haus und Heim gewannen; an Komfort und Hygiene hat niemand gedacht. Der Schmutz in den Straßen übersteigt jede Vorstellung, Johannes Butzbach schildert die Ortschaften, die er auf seiner Wanderung kennen lernte, als »so schmutzig und kothig, daß ich bis an die Knöchel, sogar bis an die Waden im Koth watete.« Über drei Menschenalter später macht Hans von Schweinichen dem Herzog von Braunschweig in Wolfenbüttel seine Aufwartung, und da er genötigt wird, zu Fuß zu gehen, gerät er zu seinem großen Mißvergnügen »bis an die Kniee in den Koth«. Die Abfallstoffe der Haushaltungen und Werkstätten wurden auf die Straße geworfen, die Gräben, welche die Stadtmauern umgaben, waren mit faulem, stehendem Wasser gefüllt. Anton Tucher läßt 1508 das heimlich

H. Holbein (Kopie), König Heinrich VIII. von England, 1537
Herzog von Devonshire, Chatsworth

Lucas Cranach, Herzog Heinrich der Fromme,
Gemäldegalerie, Dresden *1537*

Gemach in seinem Hause ausräumen, was seit 1499 nicht geschehen ist. Was wollten bei einer solchen Vernachlässigung der primitivsten Reinlichkeit die Räucherungen mit Thymian und Wacholder bedeuten, die im Übermaß vorgenommen wurden und den Gestank doch unmöglich haben verstecken können! Man schaffte damit einen der besten Nährboden für alle Epidemien, und erst als in Mailand 1576 die große Pest wirklich ausgebrochen war, fiel es dem Magistrat ein, daß man die Straßen und die Häuser am Ende doch einmal reinigen lassen könne.

Der Wohnbau

Man beschäftigte sich mit einem neuen Stil und huldigte in den Reichsstädten des deutschen Südens in weitestem Umfang der Fassaden-Malerei, die bei den klimatischen Verhältnissen unserer Heimat nur eine kurze

Existenz zu fristen hatte, eine Verbesserung der Bauart kam gar nicht in Frage. Der Verfasser der Zimmerischen Chronik hält sich mehr wie einmal über die üble und unpraktische Bauart der deutschen Häuser auf, deren Feuergefährlichkeit er rügt, zudem sie oft nur eine hölzerne Wendeltreppe zur Verbindung der Stockwerke besitzen. Es sind in Nürnberg, München, Rothenburg und andern Orten noch genug Häuser aus dem 16. Jahrhundert erhalten, die allen Umbauten späterer Jahrzehnte zum Trotz noch heute erkennen lassen, wie unbequem man damals wohnen mußte. Die Grundstücke waren schlecht geschnitten, tief und sehr schmal, sie ergaben große, aber schlecht erhellte Zimmer nach der Straße und nach dem Hofe kleine Räume, die mit Fenstern und Türen auf offene Galerien münden, auf die sie für die Zufuhr von Luft und Licht angewiesen sind. Man denke, offene Korridore in unserem Klima! Daß man die Stützen der offenen Umgänge in dieser Zeit als Säulen zu bilden lernte, dürfte sie nicht behaglicher gemacht haben. In nichts unterschieden sich die Schlösser in dieser Beziehung vom Bürgerhaus. Die Zimmer gehen eines in das andere, die Wendeltreppen sind außen angestellt und in besonderen Türmen untergebracht, oft genug sucht man vergeblich nach Festsälen. Selbst der französische Hof sah sich genötigt, wenn es galt, große Feste zu veranstalten, das Parlament, also die oberste richterliche und Verwaltungsbehörde des Landes auszuquartieren, um den großen Saal des Justizpalastes zur Verfügung zu haben. Glasfenster sind keineswegs die Regel; Montaigne trägt als Besonderheit 1580 in sein Reisetagebuch ein, daß jenseits Epinal (er kommt aus dem Innern Frankreichs) auch das kleinste Haus Glasfenster aufweise und ist sehr mißvergnügt über die Zustände in Italien, wo die Fenster im allgemeinen ganz ohne Glas seien und man im Dunkeln sitzen müsse, wenn die Läden wegen Kälte und Wind geschlossen sind; die berühmten Impannaten, die mit Stoff bezogenen Klappläden, waren eben ein schlechter Schutz. Derselbe Reisende lobt die deutschen Kachelöfen, bei denen man nicht durch den Rauch belästigt werde wie bei den französischen Kaminen und den italienischen, wie man sofort hinzufügen muß, hat doch Mercantello das Schloß in Urbino unter ganz besonderer Hervorhebung der vierzig Kamine besungen, die nicht rauchten! Dabei waren selbst in kalten Gegenden die Öfen

Glasfenster

eine Einrichtung, die sich nicht immer von selbst verstand; Thomas Platter, der aus dem Visptal stammte, sah den ersten Kachelofen auf der Grimsel. Die Zimmer waren leer und kahl, in den Schlössern womöglich noch mehr als im Bürgerhause. Die großen Herrscher des 16. Jahrhunderts hatten keine festen Wohnsitze, sondern zogen dauernd von einer Stadt zur andern; wo sie Schlösser besaßen, ähnelten sie wie der Louvre in Paris mehr kleinen Festungen als Aufenthaltsorten glänzender Hofhaltungen. Die Kinder der Königin Katharina von Medici haben im Zeitraum von neun Jahren in 70 verschiedenen Residenzen gewohnt und es versteht sich fast von selbst, daß solche nicht möbliert sein konnten. Karl V. ließ sich, des Umherziehens müde, auf der Alhambra ein prächtiges Schloß errichten, aber er hat die Vollendung nicht erlebt, noch heute fehlt diesem Bau das Dach. Man half sich, indem man sich bei dem Mobiliar auf
Gobelins das nötigste beschränkte und zur Dekoration Wandteppiche verwendete, die man zusammenrollen und mitnehmen konnte, um sie jeden Augenblick an einem andern Ort aufhängen zu können. Samuel Kiechel bemerkt, daß in den Zimmern der Königin Elisabeth von England nichts zu sehen ist, »da, wenn sie fort ist, alle Tapezereyen fortgenommen werden«. Karl V. und Philipp II. besaßen einen Schatz von Gobelins, dessen Reste heute noch im Besitz des spanischen Königshauses eine der kostbarsten Sammlungen dieser Art bilden. Dieser herrliche Wandschmuck war überall geschätzt; König Franz I. zahlte für eine Folge flandrischer Wirktapeten, die Geschichte Scipio's darstellend, 40000 Francs, und seine Schwiegertochter nannte 129 Hautelissen ihr eigen und dazu 134 Tapeten von vergoldetem Leder. Im Schlosse Joinville, das der Familie Guise gehörte, hingen 77 Gobelins und es gab keine angesehene Familie, die es nicht als einen Ehrenpunkt betrachtet hätte, so viele dieser Stücke zu besitzen als immer möglich war. Wo sie fehlten, griff man zu Stoffen, die ebenso schnell anzubringen wie wieder zu beseitigen waren. So schildert die Königin von Navarra die Wohnung, die man in aller Eile in Namur für sie eingerichtet hat. »Die Tapeten waren alle von Sammet oder Atlas zwischen großen Säulen von Silberstoff, mit weißer Stickerei von dicken Schnüren und Leisten von Goldstickerei«, schreibt sie sehr befriedigt von dem Prunk, den man ihr zu Ehren entfaltete.

H. Aldegrever Aus der Folge der Hochzeitstänzer, 1538

Radierung, B. 168

Im deutschen Bürgerhaus liebte man die Holzvertäfelung in schöner Maserung, oft mit Schnitzereien oder Einlegearbeiten reich verziert; in Lübeck, Danzig, Augsburg, Nürnberg und anderswo sind ja Beispiele dieser Zeit in vielen Exemplaren erhalten, manches schöne Zimmer stammt aus der Schweiz oder aus Tirol, wo die Kunstschreinerei sich zu bedeutenden Leistungen entwickelt hatte. In den großen alten Handelsstädten Deutschlands gab es reiche Leute genug, die Wert darauf legten, sich mit allem Luxus der modernen Kunst im Überflusse zu umgeben. Joachim Brandis besucht 1574 Lüneburg und ist von dem Hause, das Hieronymus Wintzendorp sich dort eingerichtet hatte, »dergleichen ihm noch nicht vorgekommen«, ganz entzückt, »ein Fürst hätte sich seiner nicht zu schämen«, fügt er hinzu. Sprichwörtlich aber wurde die Verschwendung der

Vertäfelung

H. Aldegrever Aus der Folge der Hochzeitstänzer, 1538

Radierung. B. 163

Fugger, die ihren großen Reichtum gern an den Tag legten. Beatus Rhenanus sah 1531 mit Erstaunen die köstlich eingerichteten Häuser der Fugger in Augsburg, die ihm mit ihren Marmorsäulen, Gemälden, Statuen usw. weit schöner vorkamen, wie die Schlösser des Königs von Frankreich in Blois und Tours. Graf Waldeck bewunderte 1548 das Haus, das Anton Fugger sich in Wörth erbaut hatte; »es dürfte einem König gehören«, schreibt er, so kostbar seien die Kamine von italienischem Marmor, die Vergoldungen, Mosaiken, Holz- und Lackarbeiten u. dgl. mehr. Bei Marx Fugger sah Hans von Schweinichen 1575 »ein Thürmlein, so mit guten Thalern gedeckt« und der immer in Geldverlegenheiten befindliche schlesische Edelmann hätte die 27000 Stücke, die zu dieser Bedachung verwendet worden waren, gewiß gern flügge gemacht. Aber damit nicht genug, die Fugger ließen einen Saal ganz mit silbernen

Jacopo Pontormo, Garcilaso de la Vega
Gemäldegalerie, Kassel

H. Aldegrever
Aus der Folge der Hochzeitstänzer, 1538

Radierung. B. 164

Medaillen pflastern, was 1580 dem durchreisenden Montaigne sehr starken Eindruck machte. Der Dreißigjährige Krieg hat mit diesen Schätzen gründlich aufgeräumt. Das Mobiliar war an Typen nicht sehr reich: Sofa, Kommode, Schreibtisch, Büfett fehlten noch, selbst große Schränke waren nicht überall verbreitet. In Deutschland liebte man sie und wußte sie *Möbel* architektonisch meisterhaft aufzubauen und mit Schnitzereien und Intarsien glänzend auszustatten, in Italien bevorzugte man die Truhe, ebenso in Spanien und in Frankreich. Sie diente den gleichen Zwecken wie die großen deutschen Kastenmöbel und war zugleich zum Transport bestimmt; in Ober- und Mittelitalien bleibt die Hochzeitstruhe noch lange das wichtigste Ausstattungsmöbel einer jungen Ehe und wird demzufolge auf das reichste und künstlerischste gestaltet. In Frankreich benutzte man die Vertäfelung der Zimmer zur Anlage von Wand-

schränken, eine Vorliebe, die unsern bösen Nachbarn lange geblieben ist, nur wo sich italienische Einflüsse geltend machen, sieht man auf Abwechslung und macht neue Materialien auch gleich der Dekoration dienstbar, wie denn Katharina von Medici in ihrem Pariser Hotel ein Kabinett besaß, dessen Wände mit 119 Spiegeln belegt waren und ein anderes, in dessen Getäfel 71 Emaillen von Limoges eingelassen waren.

Schäufelein, Aus der Folge der Hochzeitstänzer
Holzschnitt. B. 103

Tizian, La Bella
Pitti, Florenz

Unbekannter Meister der Rhein. Schule, Bildnis ein. Patrizierin

Gemäldegalerie Wien

Die Mode

Die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert sah die gute Gesellschaft und alle, welche es ihr gleichtun wollten, in einer Tracht, wie man sie seltsamer und bizarrer nicht leicht erdenken kann. Die Männer steckten von Kopf zu Fuß in ihren Kleidern, um einen banalen Vergleich zu brauchen, wie die Wurst in der Pelle; den Hals von Schulter zu Schulter, sowie Brust und Rücken trugen sie entblößt, das Haar gelockt, so lang, wie es hängen wollte, den Bart rasiert. Was die Herren an Stoff ersparten, umfloß die Frauen in langen Schleppen und blähte sich um ihren Kopf in den abenteuerlichsten Hauben. Dabei herrschte die größte Willkür in Schnitten und Farben, alles scheint der Laune überlassen, jeder ist nur sich selbst Regel und Gesetz. Es hat nicht ausbleiben können, daß man das Fehlen einer einheitlichen Mode in dieser Zeit, den Mangel an Disziplin sozusagen, mit dem Schwinden der mittelalterlichen Geistesverfassung in Zusammenhang brachte und den

Ausdruck für das Aufkommen des Individualismus, das Betonen der eigenen Persönlichkeit zuerst im Kostüm erkennen wollte. Für jeden, der sich darin gefällt, Zeitgeist und Mode in Übereinstimmung zu bringen, ist es ohne Zweifel sehr verführerisch, auf diesen Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert hinzuweisen und in der Kleidung der Generation alle Merkmale zu finden, die das Unruhige und Widerspruchsvolle des Zeitcharakters aufweisen. Geht man noch einen Schritt weiter, so ist es nicht schwer, sich davon zu überzeugen, daß, da der Geist die kirchlichen Fesseln sprengte, die man ihm angelegt hatte, auch die Kleidung, die enge Tracht, sprengen mußte und wir erhalten dann ganz folgerichtig, was sogar schon in allem Ernst behauptet worden ist, in der Pluderhose der deutschen Landsknechte das Symbol der deutschen Reformation. Es ist müßig, über solche Fragen zu streiten, da es immer an den schlüssigen Beweisen fehlen wird.

Zeitgeist und Mode

Ohne Zweifel ist die Kleidung, die einen so starken Faktor der Kultur bildet, mit dem Zeitgeist in einem gewissen Zusammenhang, ob es aber in so äußerlicher Weise der Fall ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. Dagegen kann man feststellen, daß das 16. Jahrhundert den Angelegenheiten von Mode und Tracht ein außerordentliches Interesse widmete und Sorge dafür trug, daß die Schnitte und Formen der zeitgenössischen Kleidung in ihrem Aussehen festgelegt und späteren Geschlechtern zur Kenntnis überliefert wurden. Die italienische Renaissance hatte das Beispiel gegeben. Nirgend anderswo wurde ein so großer Wert auf den Anzug gelegt wie etwa in Florenz, wo auch alte und ernste Männer schöne und vorteilhafte Kleidung als eine Angelegenheit betrachteten, die zur Vollendung der gesamten Persönlichkeit unerläßlich sei. Paulus Jovius rühmt es in manchen der von ihm verfaßten Biographien, daß seine Helden verstanden hätten, sich individuell anzuziehen. Das hat Schule gemacht. Siegmund Freiherr von Herberstein, der 1514 an den österreichischen Hof kam und im Dienste mehrerer Monarchen weite und gefahrvolle Reisen machte, veröffentlichte 1560 in Wien seine Selbstbiographie, deren interessanteste Bestandteile die Kostümbilder sind, die er darin von sich gibt. Die Kleider, die ihm der König von Polen, der Großfürst von Rußland, der König von Spanien, der Sultan, geschenkt haben, ließ er sorgfältig und gewissen-

H. Holbein, König Heinrich VIII. 1537
Althorp Park

Hans Holbein, Anna von Cleve, vierte Gemahlin König Heinrich VIII. von England, 1539
Louvre, Paris

haft abzeichnen und in Holzschnitt vervielfältigen, so wichtig erschien ihm der Anteil, den sie an seinen Erlebnissen gehabt hatten. Eine gewisse Berühmtheit hat ja die Sammlung errungen, die im 16. Jahrhundert zwei weit weniger hochgestellte Männer als der österreichische Freiherr angelegt haben. Mat-

Vater und Sohn Schwarz

thäus und Veit Konrad Schwarz, Vater und Sohn, beide nacheinander als Buchhalter in Diensten der Augsburger Fugger, haben sich in allen Kleidern malen lassen, die sie in ihrem Leben je getragen; der Vater geht darin so weit, daß er die Serie der Darstellungen, die ihn betreffen und die mit dem 63. Lebensjahr schließen, beginnen läßt, als er noch im Mutterleibe war. Als er 30 Jahre alt wird und ein Embonpoint gewinnt, das ihm unbequem wird, hat er sich sogar von vorn und hinten ganz nackt abmalen lassen. Der Sohn hat den Geschmack des Vaters geerbt und da die Kleider auch in seinem Leben anscheinend eine große Rolle gespielt haben, sich ebenfalls in jedem neuen Gewand abbilden lassen. Diese Schwarzschen Trachtenbilder, 140 an der Zahl, sind ein kulturhistorisches Denkmal von der größten Wichtigkeit und hohem persönlichem Reiz; kein anderes Volk besitzt etwas Ähnliches, was denn auch, wie natürlich, die Veranlassung ist, daß es noch keine Faksimile-Ausgabe davon gibt. Ja, wenn die beiden Schwarz Italiener oder Franzosen wären, statt Augsburger Kinder, dann würde die deutsche Literatur über sie wohl kaum noch zu zählen sein.

Die Trachtenbücher

Neben diesen Denkmalen einer ganz persönlichen Liebhaberei, bei der die Eitelkeit ein so gewichtiges Wort mitspricht, ist aber auch die Literatur reich an Trachtenwerken, die das lebhafte Interesse an der äußeren Erscheinung des Menschen zur Geltung bringen. Den Auftakt zu dieser Bewegung gab der italienische Radierer Enea Vico, der in 98 Blättern die Kleidung aller Völker des Erdballs darzustellen versuchte. Welche Vorlagen er zu seiner Arbeit benutzte, ist nicht mehr festzustellen; daß sie aber den größten Beifall gefunden hat, können wir genau verfolgen. 1562 ließ ein Pariser Verleger die Zeichnungen des Italieners zum ersten Male kopieren und von diesem Zeitpunkt an verlieren sich ihre Spuren nicht mehr aus den Bilderwerken. Belgische, deutsche, venezianische Verleger bedienen sich ihrer, um sie je nach Laune und Bedarf durch Zeichnungen anderer Künstler zu vermehren. Daß die

H. Holbein, Catharina Howard, fünfte Gemahlin Heinrich VIII., 1540 *Sammlung Dunn in Canada*

Nachfrage rege war, zeigt der Umfang der Sammlungen, die immer mehr anschwellen, je weiter das Jahrhundert fortschreitet. Etwa 50 Jahre nach Vico hat der Niederländer Abraham Bruyn ein anderes Werk herausgegeben, für das er einen großen Teil der Aufnahmen neu und anscheinend nach der Natur gezeichnet hat, wenigstens tragen die Darstellungen der Völker, die seiner Heimat zunächst wohnen, also der Belgier, Holländer und aller Niederdeutschen überhaupt, das Cachet der Treue und Zuverlässigkeit. Dasselbe Lob darf man den Blättern von J. J. Boissard spenden, der sich hauptsächlich mit

Parmegianino, Bildnis einer Dame mit „Flohpelzchen"
Museum, Neapel

Frankreich und Italien beschäftigte und nur wiedergibt, was er wirklich mit eigenen Augen gesehen hat. Durch diesen Umstand verdient sein Werk, das im Jahr 1580 erschien, die größte Beachtung und darf den Wert einer zuverlässigen und wichtigen Quelle für sich in Anspruch nehmen. Das hat man schon damals erkannt und die Zeichnungen Boissards gehen alsbald nach ihrem Erscheinen in den großen Bilderschatz über, mit dem Künstler und Verleger jener Zeit sehr frei zu schalten pflegten. Die deutschen Trachtenbücher, wie die Sammlung des Nürnberger Verlegers Weigel und die von Jost Amman auf den Holzstock gezeichneten, befinden sich künstlerisch wohl auf einer sehr hohen Stufe, aber Heinrich Doege, der sich mit diesen Fragen so eingehend und gründlich beschäftigte, hat feststellen müssen, daß sie inhaltlich keineswegs auf eigenen Füßen stehen, sondern Vico, Bruyn, Boissard u. a. ohne viele Umstände kopieren. Man darf sich auch durch den Umstand nicht irremachen lassen, daß gerade die deutschen Sammlungen dem Partikularismus der Nation stark Rechnung tragen, indem sie eine geradezu verblüffende Fülle städtischer Trachten zur Anschauung bringen und z. B. die Kleidung von Nürnberg, Augsburg, Köln, Frankfurt, Straßburg, Meißen, Leipzig, Breslau, Danzig usw. genau auseinanderzuhalten versuchen. Einmal gelingt das nicht, indem die Unterschiede meist so geringfügig sind, daß sie durchaus nichts Charakteristisches oder Überzeugendes besitzen, dann aber machen sie sich, und dieser Vorwurf trifft besonders Jost Amman, einer Willkür schuldig, die das Vertrauen nicht gerade stärkt. So macht sich der Künstler kein Gewissen daraus, die »Florentinerin« Boissards' als »Französin« vorzustellen oder die »Tochter des türkischen Sultans« noch einmal als »Dame von Piacenza«, die »Römerin« auch als »Engländerin« zu bringen. Selbständigen Wert besitzt erst wieder das Trachtenbuch des Venezianers Cesare Vecellio, dem Neffen oder Großneffen Tizians aus dem Jahre 1590, das nicht nur das umfangreichste in seiner Art, sondern auch das erste ist, welches Ansätze zu einer historischen Trachtenkunde erkennen läßt. Zwar benutzt es auch alle seine Vorgänger, für Venedig aber und für das der Signorie gehörige Gebiet der Terra ferma ist es original und durchaus unabhängig von fremden Vorlagen. Venedig, das im 16. Jahrhundert die Rolle spielte, die im 18.

Bernardino Licinio, Ottaviano Grimani, 1541
Gemäldegalerie, Wien

und 19. Paris zufiel, nämlich die große Vergnügungszentrale der Welt zu sein, die sich nicht gerne langweilt, zeichnete sich durch eigentümliche Trachten aus und so kam damals ein findiger Verleger, Pietro Bertelli, auf den schlauen Gedanken, spezielle Sammlungen dieser Kostüme herauszubringen, welche die zahlreichen Reisenden als Andenken ihres Aufenthaltes in der berückenden Lagunenstadt mitnehmen konnten. Der Einfall hatte Erfolg und bewies sich als zugkräftig; Bertelli hat nach und nach drei Albums publiziert, anscheinend in großen Auflagen, denn sie haben sich in reicher Zahl erhalten. Manche Reisende, z. B. Lupold von Wedel, haben unterwegs eigene Bücher geführt, in die sie die besonders auffallenden Trachten der Orte, die sie besuchten, abmalen ließen, auch in Stammbüchern der Studenten, welche die italienischen Hochschulen frequentierten, finden sich häufig derartige Trachtenbilder, unter denen allerdings der Löwenanteil auf die »Cortigiane« entfällt.

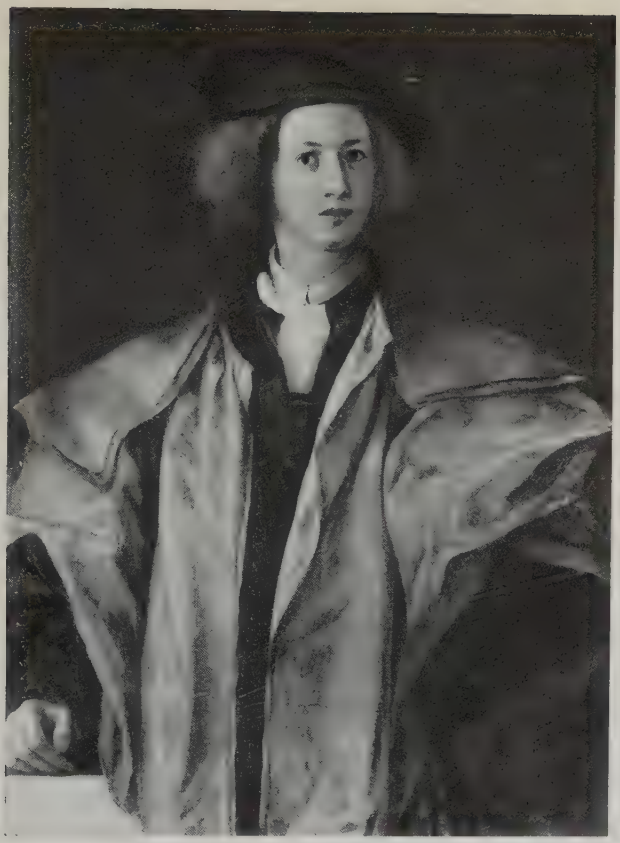
Schon aus dem Vorhandensein einer so umfangreichen und kostspieligen Literatur ergibt sich ohne weiteres, daß ein öffentliches Interesse für die Frage bestand: wie kleiden sich andere Völker? und daß die Befriedigung der Neugierde, sei sie nun durch Abbildungen erfolgt oder durch den Augenschein der Reisenden, sehr leicht zur Nachahmung dessen Ver-

anlassung geben mußte, was an der Tracht der andern besonders gefiel oder besonders auffällig war. Hier liegt möglicherweise einer der Anlässe, welche im Laufe des 16. Jahrhunderts dazu führten, daß die nationalen Unterschiede in der Tracht der europäischen Kulturvölker völlig verschwinden, um im Beginn des 17. Jahrhunderts der Weltmode Platz zu machen. Da, wo gewisse Orte oder bestimmte Schichten zäher im Festhalten am Hergebrachten sind und das Neue ablehnen, halten sich altertümliche Kleidungsstücke wohl noch länger, aber sie gehen in die Volkstracht über. Da sind sie zwar keineswegs dem Wechsel entzogen, aber sie pflegen sich weit länger zu halten als in der höfischen Mode.

Bronzino, Bartolomeo Panciatichi *Uffizien, Florenz*

Das Verwischen der Besonderheiten der Kleidung wurde schon damals unliebsam empfunden, und da es sich naturgemäß bei jedem Volk als Nachahmung ausländischer Sitte kundgab, mehr oder weniger scharf verurteilt. Graf Castiglione macht in seinem Cortigiano seinen Landsleuten den Vorwurf, daß sie die Fremden nachäffen und nicht mehr wie Italiener aussehen und doch seien fremde Moden ein Beweis der Sklaverei und das eigene Kostüm ein Kennzeichen der Freiheit. In Venedig wurde nach Marino Sanudo der Vorwurf, sich »alla forestiera« zu kleiden, als eine bittere Kränkung empfunden und Paolo Giovio rühmt einen Mailänder Patrizier, denn während die andern die Fran- *Nachahmung*

zosen nachäffen, sei er der Mode der Vorväter treugeblieben und trage geduldig deswegen Hohn und Spott. Ebenso ereifert sich Pellegrino Morato gegen das fremdländische Kostüm, denn die Italiener riefen mit ihren französischen und spanischen Kleidern das Unglück und den Zorn Gottes herbei. In Frankreich gab man den militärischen Expeditionen, die Karl VIII. und Ludwig XII. nach Italien geführt hatten, die Schuld, daß italienische Moden nun überhandnähmen und Henri Estienne hält sich darüber auf, daß es für besonders elegant gehalten werde, Französisch mit italienischer Aussprache zu reden. Dann wieder klagte man die Königin Eleonore an, die Schwester Karls V. und Witwe Emanuels von Portugal, die 1530 Franz I. heiratete, sie habe die spanische Mode nach Frankreich eingeführt und durch ihr böses Beispiel ihren Gatten verführt, sich ebenfalls spanisch zu tragen. Der Kopfputz der Französinnen war nach Rabelais nur im Winter französisch, im Frühjahr dagegen spanisch und im Sommer toskanisch. Von der Schottenkönigin Maria Stuart erzählt Brantôme, sie habe sich bald nach französischem, bald nach spanischem oder italienischem Geschmack gekleidet. In England wieder ruft Philipp Stubbs in seiner Anatomie der Mißbräuche vorwurfsvoll aus »kein Volk der Welt ist so begierig nach ausländischen Neuigkeiten wie das englische«, und der Maler Lucas d'Heere zeichnet, um diese Begierde zu verspotten, als er einen Engländer in seiner Nationaltracht darstellen soll, einen nackten Mann mit einem Ballen Tuch unter dem Arm und einer Schere in der Hand. Er will damit andeuten, der Engländer hat nichts Eigenes, sondern wartet, bis er etwas Nachahmenswertes findet. Es ist außerordentlich unterhaltend, daß der deutsche Sittenprediger Westphal sich in seinem »Hoffahrtsteufel« diese Vorstellung alsbald zu eigen macht und auf den Deutschen anwendet, aber noch bezeichnender ist, daß die ursprüngliche Idee zu diesem satirischen Bilde keinem der beiden angehört, sondern aus Italien stammt, wo sie sich auf dem Titelbild eines römischen Trachtenbuches von Grassi anscheinend zuerst findet. »Wir Theutschen sein mit Kleidung je und alwögen nie anderst gewest alls wie die affen«, schreibt Veit Konrad Schwarz, als er die Sammlung seiner eigenen Kostüme beginnt und fährt fort: »was wir gesehen, haben wir muessen nachmachen auff vilerlai Nationen artt. Mir kann sunst kainer kain zu aben-



Pontormo, Bildnis des Giuliano de Medici *Pinacoteca, Lucca*

theurischen Furm ains Kleids aufbringen, dann ye Seltsamer klaidung vann schnitt van hosen, wammes vund schuch ainer auffbringt, ye liber ichs trag.« Der 20 Jahre alte Kommis der Fugger schließt mit schöner Bescheidenheit in dieser Bemerkung von sich auf andere, aber wenn er mit diesem Bekenntnis auch einem weitverbreiteten Vorurteil Rechnung trägt, so dürfen wir angesichts der oben angeführten italienischen, französischen und englischen ganz ebenso lautenden Urteile doch wohl fragen, ob er ein Recht dazu hat?

Der Vorgang des internationalen Ausgleichs aller Besonderheiten in der Tracht vollzog sich mit einer Unaufhaltsamkeit und Folgerichtigkeit, wie er den großen Prozessen des Naturgeschehens eigen zu sein pflegt, selbst die, welche willentlich mithelfen oder sich entgegenzustemmen versuchen, wissen nicht, daß sie nur Werkzeuge einer höheren Kraft sind. Der Vorwurf schmählicher Nachäfferei, ging, wie wir sahen, reihum, jede Nation mußte ihn sich machen lassen, also traf er doch keine mit Recht, denn noch war keine da, die unbestritten den Ton angegeben hätte. Erst im Laufe des Jahrhunderts fällt diese Rolle Spanien zu und auch dann in weit eingeschränkterem Sinne als es im nächsten Jahrhundert mit der französischen Vorherrschaft auf dem Gebiet der Mode der Fall war. Spanien verhielt sich dabei ganz passiv und überließ es den Fremden, ob sie seine Tracht annehmen wollten oder nicht, Frankreich verstand die Angelegenheit sofort aktiv volkswirtschaftlich auszubeuten und als politischen wie ökonomischen Faktor in seine Rechnung zu stellen. Natürlich fällt auch ins Gewicht, daß die Höfe Karls V. und Philipps II. sich nicht entfernt mit denen eines Ludwig XIV. messen konnten, fehlten ihnen doch die Frauen, welche schließlich in allen Fragen der Mode, sie betreffen die des eigenen Geschlechts oder die des andern, stets das letzte Wort zu sprechen haben werden. Erst seit etwa 1540 folgen die höheren Stände dem von Spanien gegebenen Vorbilde und erst ungefähr

Heinrich Füllmaurer, Dr. Leonh. Fuchs, Professor in Tübingen, 1543 Holzschnitt

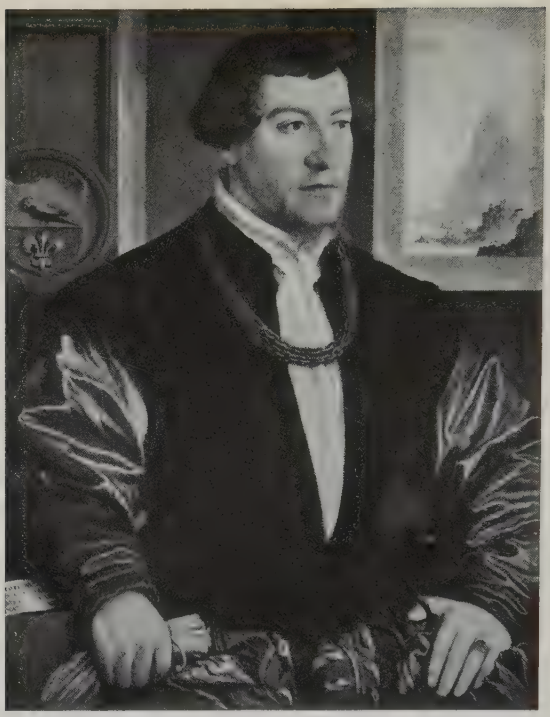
H. Holbein Selbstbildnis, 1543

Uffizien, Florenz

zwanzig Jahre später läßt sich die Wirkung auch bei den breiteren Schichten der Bevölkerung erkennen. Aber selbst diese Aufnahme des Fremden geht mit starken Einschränkungen vor sich und bis an das Ende des Jahrhunderts wahren Deutschland, England, Frankreich, Italien sich Eigenheiten, die sie in den Augen der Landfremden sofort deutlich charakterisieren. Italien hat die spanische Mode nicht in ihrer ganzen Strenge übernommen und z. B. nie auf das in Spanien geradezu unmögliche Décolleté verzichtet; Frankreich dagegen hat alle Merkmale der spanischen Art stark übertrieben, ebenso England, in dem die spanische Tracht sich zu einer Zeit durchsetzt, als die englische Politik so Spanien-feindlich wie nur möglich war.

Nationaltrachten

Es ist heute nicht immer ganz einfach, sich ein zuverlässiges Bild davon zu machen, woran die Zeitgenossen den Deutschen



Christ. Amberger, Christoph Baumgartner, 1543
Gemäldegalerie, Wien

oder den Italiener z. B. auf den ersten Blick erkannten; für unser Auge, das ja allein nach Abbildungen urteilen kann, deren Treue nicht nachzuprüfen ist, sind die Verschiedenheiten unter ihnen weit weniger auffallend als die Züge, die ihnen gemeinsam anhaften. Anscheinend konnte bei gleichem Schnitt die Machart oder der Chik des Tragens abweichen, wie u. a. Montaigne findet, daß der Kopfputz der Italienerinnen vorteilhafter sei, während dagegen die Französinnen um die Taille herum besser aussähen, denn in Italien seien die Partien um die Hüften zu lose, so daß die Trägerinnen Schwangern glichen. An den Engländerinnen finden die Reisenden die Häufung der Kleidungsstücke zu tadeln. Samuel Kiechel preist das »holdsälig und von natur mechtig schön weibsbildt als ich

Georg Pencz, Selbstbildnis, 1544 *Uffizien, Florenz*

kaum gesehen . . . . allein das sue in der Kleidung was plomps gehn, manche soll drei Röck von tuch obennander anhaben«. Meist aber handelt es sich um die Männer und da scheint die Beinbekleidung den Ausschlag gegeben zu haben. Wenn Agrippa von Nettesheim von Maskeraden am Hofe König Heinrichs VIII. berichtet und erzählt, der König und die Kavaliere seien in deutscher Tracht erschienen, so fügt er auf der Stelle hinzu: in langgeschlitzten Hosen, und wir dürfen an das gleiche Kriterium denken, wenn wir von Lucas Geizkofler hören, daß verschiedene seiner französischen jungen Freunde sich in den Tagen der Pariser Bluthochzeit »die teutsche Reisekleid, so sie aus Teutschland mitgebracht hatten, zu ihrer

verkleidung« borgten. Aus derselben Ursache kommt Hans Ulrich Krafft zwischen Montélimar und Lyon in große Gefahr, denn französische Soldaten »wollten uns, weil ich ein wenig mit teutscher Cleidung beklaytt ward, für Rebellisch halten«. Wenn Johann Christoph und Froben Christoph von Zimmern mit ihrem Hofmeister nach Frankreich reisen, »uf die deutsche manier bekleidet, denn das jargeld möcht nit vil unnetiger kleidung erleiden,« durften sie sich glücklich schätzen, von den Franzosen nur verspottet zu werden, während Bartholomäus Sastrow es 1543 in Venedig viel bedenklicher fand, daß ihm die Gassenjungen, die ihn an seiner Kleidung erkannt hatten, nachriefen: »tu se tudesco, porche luterano« und es für geraten hielt, sich einen andern Anzug zu beschaffen. Freilich passierte es ihm, als er im Jahr darauf nach Deutschland zurückkehrte, daß Tiroler Bergknappen, denen er jenseits Trient begegnete, ihn und seinen Begleiter »wegen der welschen Kleidung« erschlagen wollen und sie daher nichts Eiligeres tun können als ihre Kleider in Innsbruck »auf das Teutsche Muster umbmachen« zu lassen. In Nürnberg lassen sie sich dann die »Wammeser mit kurzen Leiben machen, also gar in teutsche Habit« verwandeln, welche Angabe darüber belehrt, daß um die Mitte des Jahrhunderts der Schoß in Italien länger getragen wurde als in Deutschland. Als Paulus Behaim 1574 nach Italien ziehen will, schreibt er seiner Mutter: »hab mir nicht ohn Ursach pumphosen, wie mans heißt, sondern daß es billicher wälsche hosen genannt würden, denn man sie in Welschland trägt, machen lassen«. Diese Angaben werden durch die Vorstellung unterstützt; dagegen läßt sich nicht sagen, wie die vielen Gäste, die zur Hochzeit Joachim Brandis d. Ä. in Hildesheim 1540 »engelsch gekledet« erschienen, ausgesehen haben können. Möglicherweise hängt diese Bezeichnung mehr mit der Farbe zusammen als mit dem Schnitt, denn als 1542 Herzog Philipp von Pommern seinen Einzug in Stralsund hielt, empfingen ihn die Bürgermeister und 300 Ritter in »roter englischer Kleidung mit schwarzem Sammet verbrämt«.

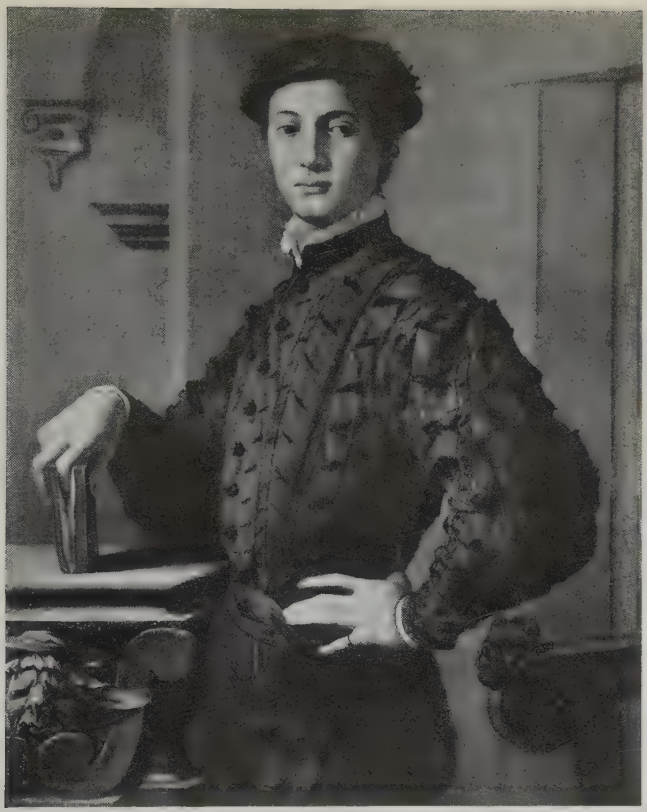
Die Schlitze

Der große Umschwung des Schnittes, der das Enge und knapp Gespannte der bisherigen Kleidung verwirft und ebenso primitiv wie radikal ändert, macht sich zuerst in der Männerkleidung geltend und beginnt schon gegen Ende des 15. Jahr-

hunderts. Man schnitt Wams und Hose, da wo sie am engsten die Glieder einschlossen, also an den Gelenken der Arme und Beine, ganz einfach auf und unterlegte die so entstandenen Schlitze mit anderem Stoff, dessen Falten sich durch die Öffnungen des oberen Stückes hindurchdrängten und bauschten. Die Zeitgenossen waren sich einig darüber, diese Mode den Schweizern zuzuschreiben, die sich nach ihren glänzenden Siegen über den Herzog von Burgund in die erbeuteten kostbaren Materialien kleiden wollten und nicht gewußt hätten, wie sie das machen sollten, bis irgend ein ingeniöser Kopf auf den genialen Gedanken kam, seine Kleider aufzuschneiden. Die Annahme wird durch Konrad Pellicanus von Rufach bestätigt, der in seiner Hauschronik, als er auf die Zeit um 1490 zu sprechen kommt, schreibt: »bis dahin hatte Niemand buntfarbige zerhauene Kleider gesehen, aber jetzt mußten sich die Schneider daran machen, solche Flickerkünste zu lernen, denn die heimkehrenden Soldaten führten allerlei Neuerungen zu Hause ein«. Etwas Neues braucht nur recht absonderlich und von Geltendem abweichend zu sein, so ist es des Erfolges beinahe sicher, und sobald sich die deutschen Landsknechte dieser Mode bemächtigten, war sie lanciert. Schnell gehen die Schlitze nun von Wams und Hosen auch auf alle anderen Teile des Anzugs über, selbst auf die Schuhe und das Barett und die Übertreibung bleibt nicht aus. Die trieben sie auf die Spitze und einige Herren wollten Kaiser Max I. bestimmen, ein Verbot gegen diese Tollheiten ergehen zu lassen. Der Herrscher aber nahm Partei für seine Soldaten. »Laßt sie doch gehen,« soll er geantwortet haben, »bei ihrem unseligen und kümmerlichen Leben muß man ihnen einen Spaß gönnen,« und er gewährte, was er höchst wahrscheinlich gar nicht hätte hindern können. Die Mode des »Zerhauenen«, wie man damals sagte, hatte die Kreise der Landsknechte sofort verlassen und sich der eleganten Welt bemächtigt. Philipp von Vigneulles sah 1518 in Metz einen Guise in »geschlitztem und zerhacktem Wamms und Hosen wie ein Landsknecht« und Rabelais, der im Gargantua das Kostüm der Zeit Franz' I. schildert, widmet dem Zerschnittenen und Geschlitzten einen langen Abschnitt. In Deutschland nahm Landgraf Philipp von Hessen diese Landsknechttracht an und keine Behörde war imstande, ihre Ver-

breitung zu hindern, wenn auch einige, weniger erfahren als Kaiser Max, es mit Verboten versuchten. 1518 gingen die österreichischen Landstände gegen die »zerstückten Kleider« vor, 1525 untersagte die Universität Tübingen ihren Studenten, zerschnittene Hosen zu tragen, sie dürften nur am Knie eine Öffnung haben, aber es war eben niemand da, der die Befolgung dieser Anordnungen hätte beaufsichtigen können. Matthäus Schwarz ließ sich 1523 ein Wams von Barchent anfertigen, das nach seiner Angabe 4800 Schlitze aufwies, die alle mit weißem Sammet unterlegt waren. Er trage die Verantwortung für diese Behauptung. Sie wird nur dadurch glaubhaft, daß die Herstellung der Schlitze in solchem Übermaß natürlich nicht vom Schneider mit der Schere vorgenommen werden konnte, sondern, daß sie entweder mittels Eisen eingebrannt oder eingeschlagen wurden, ja in den meisten Fällen schon von den Fabriken hergestellt worden sind; »gehackte Stoffe« sind im 16. Jahrhundert ein oft erwähnter Handelsartikel. Häufig sind die Schlitze auch nur markiert, indem die Puffen, die eigentlich durch den Stoff durchkommen sollen, einfach aufgenäht werden. Dieses Verfahren zur Schonung des Zeuges anzuwenden, war nicht nötig, denn die Mode hat sich mit seltener Zähigkeit behauptet und mindestens drei ganze Menschenalter gedauert. Am eigentümlichsten war ihre Ausbildung auf deutschem Boden, denn man begnügte sich nicht mit der Zerhackung in symmetrischer Reihenfolge der Schlitze, man ging dazu über, sie auf breiten Flächen, also auf Brust und Rücken, in ganzen Mustern anzuordnen, etwa Kreuze, Sterne, Kränze oder andere dergleichen Figuren mit ihrer Hilfe zu bilden. Deutschland hat sich auch am schwersten wieder von den Schlitzen getrennt und noch nach der Mitte des Jahrhunderts jene Schöpfung hervorgebracht, die damals und später so berühmt wurde: die Pluderhose. Es war dies ein Kleidungsstück, das bis zum Knie reichte und aus breiten Streifen bestand, die ihrer Länge nach nicht zusammengenäht wurden. Man verwendete für sie ein starkes Wolltuch, dessen offene Zwischenräume mit leichtem Stoff ausgefüllt wurden. Während für den Oberteil vier bis fünf Ellen genügten, beanspruchte das Futter, meist aus leichtem Seidenzeug bestehend, ungleich größere Mengen. Die Berichte schwanken in ihren Angaben zwischen 20 und 200 Ellen. Diese

Die Pluderhose



Bronzino, Männliches Bildnis *Paris*

Fülle hing zwischen den Streifen hindurch bis auf die Knöchel herab und man kann sich unschwer den sonderbaren Anblick vorstellen, den derartige Beinkleider dargeboten haben müssen. Man schreibt ihre Erfindung wieder den Landsknechten zu; alle Berichte sind sich einig darüber, daß sie 1553 im Lager des Kurfürsten von Sachsen vor Magdeburg entstanden und nur Fischart bezeichnet sie als »Braunschweigische Manier«. »Es rauschete, wenn die Hosenhelden kamen, als wenn der Elbstrom durch die Brücke oder über ein Wehr lief,« heißt es in den ersten Meldungen. Auf das frou-frou kam es den

Jörg Pencz, Veit Hirschvogel, 1545 *Kunsthalle, Karlsruhe*

Trägern natürlich sehr wesentlich an und wenn sich auch die Obrigkeiten sofort mit Verboten gegen die neue Modetorheit wandten, die Seide untersagten sie nicht, sondern schränkten nur die Zahl der Ellen ein, die sie den Liebhabern konzedierten. Braunschweig erlaubte 1579 zwölf Ellen, Magdeburg 1583 achtzehn und Rostock gab 1585 wenigstens zwölf bis vierzehn zu. Hans von Schweinichen bekam 1569, um nach Lublin zum polnischen Landtag zureisen, »deutsch ausgezogene Hosen, die eine (d. h. das eine Hosenbein) gelb, die andere schwarz, mit sechzehn Ellen Taffet durchzogen«. Das war verhältnismäßig bescheiden und genügte natürlich bei weitem nicht, um Ohr und Auge der Eitlen zu befriedigen, und wenn man auch nicht alles glauben darf, was die zeternden Pfaffen an Märlein über die Pluderhose haben drucken lassen, auch wenn

man viel abzieht, so bleibt noch genug übrig, um diese Schöpfung der Mode als eine äußerst abenteuerliche erscheinen zu lassen. Sie beleidigte die Bescheidenheit und die Ökonomie und einige Fürsten griffen, um sie ihren Untertanen zu verleiden, zu dem erprobten Mittel, den Henker so einzukleiden. Andere, wie Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, gingen sehr viel energischer vor und sperrten die widerspenstigen Modehelden ein; ausgerichtet haben sie wenig, verschwunden ist die Pluderhose doch erst 30 Jahre nach ihrem ersten Auftauchen. Daran hat auch Andreas Musculus, Stadtpfarrer in Frankfurt a. O. mit seiner Brandschrift »vom zerluderten, zucht- und Ehrverwegenen pludrichten Hosenteuffel« nichts ändern können. 1579 glaubt Hans Weigel in seinem Trachtenbuch den adligen deutschen Hofkavalier nicht anders als in Pluderhosen darstellen zu dürfen.

Der Halsausschnitt beim Manne

Die Schlitzung beseitigte die Einengung des Körpers durch die Kleidung; sie hat das ihre dazu beigetragen, auch die Schnitte der wesentlichen Stücke des männlichen Anzugs völlig zu ändern und neue Formen einzuführen. Aus der knappen Jacke, der »Schecke«, die nur einen sehr kurzen Schoß oder gar keinen besaß, wird das Wams, das einen Schoß aufweist, der bis zum Knie reichen kann; bildet der Schoß einen sehr weiten und reich in Falten gelegten Schurz, so wie er häufig unter dem Brustpanzer der Ritter zu sehen ist, so nennt man ihn Waffenrock. Die Entblößung von Hals und Brust verschwindet sehr langsam, denn sie hält sich hier und da bis in die dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts. Die Bilder des jugendlichen Karl V. zeigen den Hals noch bis unter die Schlüsselbeine, während man bei den Porträts König Franz I. beobachten kann, daß ein Modewechsel nahe ist. Schon begann man den Ausschnitt mit dem Hemd zu bedecken und der eitle König folgte bald dieser, bald jener Mode; es gibt ungefähr gleichzeitige Bilder von ihm, von denen ihn die einen mit bloßem Halse, die andern mit zugedecktem zeigen. Im allgemeinen wächst die Tendenz des Bedeckens; Lukas Cranach hat Herzog Heinrich den Frommen von Sachsen 1514 gemalt, Hans Baldung Grien den Markgrafen Philipp von Baden 1518, Hans Holbein Bonifazius Amerbach 1519, alle drei Herren tragen ihren Hals nicht mehr frei, sondern haben das Hemd darüber gezogen. Das männliche Wams bekommt einen miederartigen Abschluß nach oben, es endet an

Hemd und Kragen

der Brust mit einem horizontalen Streifen, aus dem das dichtgefältelte Hemd zum Vorschein kommt, um den Hals in einem engen Stehkragen zu umschließen. Dieser Kragen wird gestickt, in buntem Garn oder in Gold, ein Objekt, mit dem großer Luxus getrieben wurde. Die Damen ließen es sich nicht nehmen, diese männlichen Zierden mit eignen kunstfertigen Händen herzustellen und zu verschenken. Kaiser Max bedankte sich 1511 bei seiner Tochter Margarete, der Regentin der Niederlande, für die schönen Hemden, die sie ihm genäht habe. Von der Braut erwartete der Bräutigam die Gabe eines gestickten Hemdes als selbstverständlich. Lucas Rem bekommt im Mai 1518 von Anna Ehaim zur Hochzeit zwei Manschettenhemden und auch Tile Brandis in Hildesheim erhält bei seiner Verlobung 1531 von seiner Zukünftigen »ein hemmet mit gulden borden« und noch 1587 wird seinem Enkel Joachim die gleiche Gabe zuteil. Das Bräutigamshemd Felix Platters, der am 22. Oktober 1557 in Basel Hochzeit hält, hat einen »güldenen kragen und vil guldenen spengelen, wie domolen brüchlich«.

Die Magistrate haben sich sogar bemüßigt gefühlt, Vorschriften darüber zu erlassen, wie mehr oder weniger kostbar diese Gabe sein sollte. Seit man sie sah, wurden die Hemden natürlich sehr hübsch ausgestattet. Matthäus Schwarz schaffte sich z. B. 1520 ein »altfränkisch güldin hemmet« an, dessen Bruststück und Kragen ganz mit Gold gestickt sind und dessen Ärmel eine Weite von einer Elle haben. Man wird über den jungen Augsburger Stutzer sehr milde urteilen müssen, denn wir hören, daß der Lehrer Veit Ickelsheimer in Rotenburg Luther wegen seiner »Hemden mit Bändlein« verspottet. Sicher waren die Hemden in dieser Zeit noch ein gewisser Luxus. Man erkennt z. B. auf einem Selbstporträt Dürers, daß der Meister ein falsches Vorhemdchen trägt und Murner gibt sogar 1519 ironisch den Rat: »ein zarter Gauch soll thun, wie man zu Venedig thut und jeden dritten Tag oben an sein Wams ein rein Tüchlein binden.« Als die Deutschen 1525 vor Pavia lagen, wurde in einer Nacht eine sogenannte Camisada veranstaltet, d. h. die Mannschaften legten, um sich unkenntlich zu machen, ihre Hemden als oberstes Kleidungsstück an. Da wurde ausdrücklich denen, die keine Hemden besäßen, gestattet, sich statt derselben des weißen Papieres zu bedienen und nur verschwiegen, woher sie dasselbe in einem Feldlager nehmen sollten.

Angelo Bronzino, Eleonore von Toledo, Herzogin von Toskana
Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

Unbekannter Meister, Hans Sachs, 1545 *Holzschnitt*

Die Kröse

In dieser Mode, das Hemd sichtbar zu tragen, liegt der Ursprung der Kröse, die für das letzte Drittel des Jahrhunderts so überaus charakteristisch wird. In tiefen Falten legte sich die Leinewand des Hemdes über die Brust; um dieses enge Gefältel hergeben zu können, mußte der Stoff um den Hals fest eingenommen werden. Es gibt ein Bildnis Karls V. von Barthel Beham aus dem Jahre 1531, auf dem man sieht, wie die Falten des Hemdes um den Hals an einem Bündchen ganz dicht aufgereiht sind. Dieses Bündchen brauchte man nur abzuschneiden und hatte eine kleine Krause fertig in der Hand. Viele Bilder der gleichen Zeit gestatten ganz ähnliche Beobachtungen, z. B. die Melanchthons von Dürer und Cranach, bei denen man ebenfalls genau erkennt, wie der faltenreiche Hemdkragen sich krausenartig um den Hals zu legen beginnt. Auf dem Porträt des deutschen Königs Ferdinand von Barthel Beham aus dem Jahre 1531 markiert sich der Abschluß des Hemdkragens bereits wie eine kleine Rüsche. Diese Entwick-

lung kann man über das Bildnis Johanns von Leyden, das Aldegrever 1536 in Kupfer stach und über die Hochzeitstänzer desselben Meisters von 1538 bis zu dem Porträt Johann Friedrichs des Großmütigen von Georg Pencz 1543 verfolgen. Die Entwicklung geht langsam, aber ganz sicher Schritt vor Schritt vor sich, der Zeitpunkt ist erreicht, an dem die Krause selbst reif geworden ist, um in Erscheinung treten zu können. 1544 hat sich Georg Pencz selbst gemalt. Der damals 18 Jahre alte Künstler trägt auf diesem Gemälde eine kleine flache Kröse, deren Gefältel rings von dem hohen Stehkragen des Lederwamses, das er anhat, absteht. Nun beginnt sie ihren Lauf, 1562 malte der Münchener Mielich den Herzog Albrecht von Bayern und seine Frau, beide mit kleinen Krösen geschmückt, die das Gefolge aber noch nicht angelegt hat. Je mehr Wert auf den Halskragen gelegt wurde, und je logischer sich aus ihm die Krause entwickelte, je gleichgültiger wurde das Bruststück des Hemdes, so daß man ein allmähliches Heraufrücken des Ansatzes des Wamses bemerkt. Es verliert den miederartigen Ausschnitt und gelangt bis an den Hals; als die Kröse auftritt, ist der

Michael Ostendorfer, Pfalzgraf Wolfgang bei Rhein, 1545 *Holzschnitt*

Hemdkragen verschwunden, da er nur noch hinderlich sein würde und hat dem Stoffkragen Platz gemacht, der vom Kopf durch die breite Scheibe der Krause getrennt wird. Sehr wesentlich für das Aussehen des Wamses war der Ärmel, mit dem ein großer Luxus getrieben wurde, so daß er die Eleganz dieses Kleidungsstücks mehr oder weniger bestimmte. Man suchte dem Ärmel nicht nur eine möglichst aparte Form zu geben, sondern verzierte sie durch Schlitze, Puffen, Besätze, Stickereien, soweit irgend Platz dafür vorhanden war. Zuerst bauschte sich der Stoff bis zum Ellbogen, dann verlängerte man ihn bis zum Handgelenk, um den großen Umfang entweder wie einen gewaltigen Sack erscheinen zu lassen oder ihn durch wulstförmige Abteilungen zu gliedern. Der Stoff wurde geschlitzt, längs oder quer oder beides. Die Erfindungsgabe, welche die Schneider den Ärmeln zuwendeten, scheint wirklich unerschöpflich, und wenn sie auch oft genug abenteuerlich aussehen, so ist die künstlerische Wirkung um so größer und muß es im Tragen ja noch viel mehr gewesen sein als Licht und Schatten mitsprachen. Die Ärmel werden ganz selbständig und emanzipieren sich völlig von dem Kleidungsstück, zu dem sie gehören; man fertigt sie einzeln und zum Anknöpfen an; in den Inventaren der Garderobe König Heinrichs VIII. erscheinen lange Reihen solcher, die beliebig zu verwenden waren.

Der Ärmel

Bei dem Beinkleid vollzieht sich eine Trennung in zwei Teile. Aus der langen enganliegenden Hose des 15. Jahrhunderts wird am Unterschenkel der Strumpf, am Oberschenkel die Kniehose. Der Strumpf modelliert die Wade, während die Kniehose in ihrer Ausgestaltung mit den Ärmeln rivalisiert, und geschlitzt, gebauscht und abgebunden wird wie sie. Man befestigt sie am Wams mittels Nesteln, die, gewöhnlich zwölf an der Zahl, aus Bändern mit Metallverzierungen bestehen. Man schätzte vorzüglich die italienischen und Andreas Masius, der 1549 dem Herzog von Jülich zwölf Dutzend neapolitanischer Nestel von seiner Romreise mitbrachte, machte seinem Herrn damit ein schönes Geschenk. Fast das ganze Jahrhundert hindurch muß das Beinkleid durch den Latz, den es aufwies, geradezu monströs ausgesehen haben. Die Schamkapsel wurde in der Größe eines Kinderkopfes gebildet und zu einer aufrechten Form ausgestopft, daß sie, wie Montaigne bemerkt, »das wahre Modell eines Gliedes

Die Schamkapsel

wurde, das wir anständigerweise nicht einmal nennen dürfen«. Unnötig zu betonen, daß eine solche Erfindung aus Frankreich stammte. Aufgenommen wurde die Mode freilich überall, sie macht sich sogar bei den Rüstungen geltend und sie hat sich bis gegen Ende des Jahrhunderts behauptet. Im Gegenteil, statt zu verschwinden, wurde die »braguette« immer umfangreicher und schließlich sogar noch mit Schleifen besetzt, um die Aufmerksamkeit anzuregen. In seiner gewöhnlichen skurrilen Art beschreibt Rabelais den Hosenlatz von Gargantua und Pantagruel und man hört gut verbürgt, daß dieses Anhängsel der männlichen Kleidung mit der Zeit soweit jeden anstößigen Charakter verlor, um als Tasche zu dienen, in der die Herren ihr Sacktuch und ihre Börse verwahrten, sogar Orangen, die sie vor den Augen der Damen herausholen und ihnen anbieten durften. Die Zimmerische Chronik gibt einige drollige Abenteuer zum Besten, die unvorsichtigen Trägern mit ihrem Hosenlatz passieren konnten und der arme Hans von Schweinichen erzählt die traurige Geschichte, wie er 50 Goldstücke »in einen deutschen Hosenlatz« vernäht und wie ihm trotzdem dieser Schatz in Köln gestohlen wird.

Die Schaube

Die männliche Kleidung wäre unvollständig gewesen ohne die Schaube, den mantelartigen Oberrock, der den »Tappert« des 15. Jahrhunderts verdrängte. An ein glattes Schulterstück wurde der Stoff in Falten angesetzt, um anfänglich bis zu den Knöcheln, später nur bis knapp über die Knie zu reichen. Die Ärmel fehlten entweder ganz, dann kam durch das Armloch der Ärmel des Unterkleides hervor oder sie hingen lang und weit hinter dem Armloch als bloße Zierstücke herab. Man sieht auch, daß sie ihrer ganzen Länge nach geöffnet und nur am Ellbogen und dann wieder am Handgelenk geschlossen waren, um sie, wenn es der Träger wünschenswert fand, ihrer ganzen oder halben Ausdehnung nach, über die Wamsärmel anzulegen. Die Schaube war das Hauptkleidungsstück des Mannes, sein eigentliches Ehrenkleid, auf dessen Ausstattung die größte Sorgfalt verwendet wurde. Wären all die vielen Kleiderordnungen durchgeführt worden, so hätten z. B. Handwerker sie gar nicht tragen dürfen, aber es blieb bei der guten Absicht. Hauptsächlich war sie in den Kreisen der besseren Bürgerschaft beliebt, ein Gelehrter ist niemals anders als in der Schaube porträtiert worden, hat sie sich doch, weil sie natürlich auch

Hans Wertinger, Herzogin Maria Jacoba Gemahlin Herzog Wilhelm IV. von Bayern

Alte Pinakothek, München

Luthers Tracht war, bis heute im Talar der protestantischen Geistlichkeit im Gebrauch erhalten. Sie wurden außen und innen gern mit Pelz besetzt, was ein kostspieliges Vergnügen bedeutete. Anton Tucher kaufte 1507 einen getragenen schwarzen Rock mit Futter von Marderfell, für den er 35 fl. bezahlte, 1518 schenkte Lucas Rem seinem Bruder, Doktor Gilg Rem, eine schöne Marderschaube, die 75 fl. kostete, und Hans Frenzel, der 1520 in der Nähe von Görlitz ein Gut für 300 Dukaten erwarb, mußte eine Marderschaube dazugeben. Wie nötig sie alten und frostigen Leuten war, sieht man an dem berühmten Bildnis des Erasmus von Rotterdam, auf dem Holbein ihn mit zwei Schauben übereinander dargestellt hat.

Unbekannter Meister der Sächsischen Schule, Bildnis einer vornehmen Dame, 1548 *Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin*

Stoffe Diese Kleidung, wie sie bis weit über das erste Drittel des Jahrhunderts hinaus getragen wurde, war reich und voll durch ihren Schnitt; sie muß durch Stoffe und Farben prächtig gewirkt haben. Man trug so viel Seide und Sammet, daß Luther in seinem Sermon von den guten Werken, den er im März 1520 herausgab, die Seiden- und Sammethändler geradezu als heimliche Räuber brandmarkt. Aber nicht genug damit, die broschierten Gewebe, die Brokate, Gold- und Silberstoffe, von denen die billigeren im Durchschnitt 10—18 fl. die Elle kosteten, waren noch bevorzugter, und wenn man erwägt, daß eine Kuh dazumal etwa um 4 fl. zu haben war, so wird man inne, was

solche Preise bedeuteten; 10—18 fl. will etwa so viel heißen wie 100—180 M. der deutschen Vorkriegswährung. All dies Geld ging außer Landes, das meiste nach Italien. Von Nürnberg aus vertrieben italienische Händler die Stoffe innerhalb Deutschlands. 1535 schickte z. B. ein gewisser Thomas Lapi dem Herzog von Preußen 29 Ellen roten, goldgewirkten Atlas für 313 fl. und zugleich 12 Ellen Atlas mit gezogenem Gold gemustert, für 120 fl. Welche Ansprüche gestellt wurden, erfährt man aus der Antwort, die der Florentiner Kaufmann Lorenzo Villani 1545 von der Leipziger Messe aus dem Herzog von Preußen auf eine Bestellung erteilt. Silbergemusterte Stoffe über Silber und roten, goldgewirkten Sammet, schreibt er, habe er seit zehn Jahren nicht gesehen. Im Süden kam nämlich eben die spanische Mode zur Geltung, die mit bescheideneren Geweben rechnete. Für die Höfe der großen Potentaten war natürlich nichts kostbar und schön genug, und da Heinrich VIII. und Franz I. jung und stattlich waren, so kleideten sie sich so prunkvoll, wie es die Mode nur irgend gestattete. Schon bei der Hochzeit Ludwigs XII. mit Maria von England trug der ganze französische Hof Goldbrokat, berühmt aber wurde die Zusammenkunft der beiden Monarchen im Jahre 1520, die zwischen Guines und Ardres an der normännischen Küste stattfand und die von den englischen und französischen Chronisten nur das field of the cloth of gold genannt wird. Engländer und Franzosen, ihre Herrscher voran, wetteiferten darin, sich in der Kleidung zu übertrumpfen; sie pflegten täglich zweimal ihre Anzüge zu wechseln und nichts anderes als damaszierten oder gekrausten Silberstoff, Goldgespinste und dergleichen köstliche Gewebe anzulegen. Eine Anzahl Reliefs im Hotel du Bourgthéroulde in Rouen haben diese Szenen aufbehalten. Als Franz I., von dieser Heerschau kommend, nach Paris ging, wurde bei seinem Einzug in die Hauptstadt eine Pracht entfaltet, die beispiellos klingt. Der König selbst trug Silberstoff, die Edelleute, die ihn begleiteten, Goldstoff und weißen Atlas, die Marschälle Gold- und Silberbrokat, die Hauptleute Goldstoff und karmesinroten Sammet, die Ritter ebenfalls karmesinroten oder schwarzen Sammet, mit Goldflittern bestickt, die Bogenschützen weißes Tuch und weißen Atlas mit silbernen Lilien gestickt, und die Bürger von Paris

schließlich schwarzen, scharlachfarbenen oder karmesinroten Sammet. Dagegen verblassen die militärischen Einzüge der Wilhelminischen Aera freilich zu nichts!

Franz I. aber fand es in volkswirtschaftlichem Interesse am Ende doch geraten, den Herren 1543 den Gebrauch von Gold- und Silberbrokat zu verbieten. Mit einem ähnlichen Verbot, das auch auf die Stickerei in diesem Material ausgedehnt wurde, war Spanien ihm schon vorangegangen, hatte seine Gesetze aber bereits 1534 erneuert einschärfen müssen, und doch mußten die Cortes 1555 darum bitten, die Verbote lieber ganz aufzuheben, denn befolgt würden sie ja doch nicht. Die Inventare Heinrichs VIII. beschreiben all die Köstlichkeiten, welche die Garderobe dieses gekrönten Blaubart umschloß: Anzüge von blauem oder rotem Sammet mit Goldstoff unterlegt; das Wams von Purpursammet mit ebensolchen Ärmeln, über und über mit venezianischem Golde bestickt, das ihm Richard Cromwell 1535 zum Geschenk gemacht hatte u. a. m. Bei der ersten Zusammenkunft mit der Prinzessin Anna von Cleve trug der König einen Anzug von Sammet, der so reich mit Gold gestickt war, daß man den Grund des Stoffes nicht mehr sehen konnte, die Knöpfe von Diamanten, Rubinen und Perlen. Alle seine Hemden und Strümpfe waren ebenfalls mit Gold gestickt. Dieser Kleiderluxus setzte sich auf der sozialen Stufenleiter abwärts fort; der Connétable von Bourbon, der bei der Erstürmung von Rom fiel, kleidete zur Taufe seines Sohnes 500 Edelleute von Kopf zu Fuß in Sammet und beschenkte jeden noch außerdem mit einer goldenen Kette, die dreimal um den Hals ging. Bei seinem königlichen Herrn hat er sich damit allerdings nicht empfohlen.

Farben Das Lustigste im Bilde aber müssen die Farben gewesen sein. Nicht nur, daß sie in sehr hellen Tönen gewählt und in kräftigen Kontrasten zusammengestellt wurden, man verteilte sie in der wunderlichsten Weise über den Körper. Die geteilte Kleidung, das sogenannte mi parti, erlaubte jedem Ärmel, jedem Hosenbein, jedem Strumpf eine andere Farbe zu geben, ja für lange, lange Jahre wird diese Anordnung die Regel. Matthäus Schwarz läßt sich z. B. 1521 grüne Hosen machen, bei denen die Puffen um die Hüften rechts gelb, links blau sind; zu einer Schlittenfahrt im selben Jahr trägt er Hosen und Strümpfe auf einer Seite blau und rot, auf der andern

Angelo Bronzino, Lucretia Panciatichi
Uffizien, Florenz

Tizian, Kaiser Karl V., 1548 *Pinakothek, München*

Schule des H. Holbein, Königin Elisabeth von England als Prinzessin *Schloß Windsor*

rot und gelb; ein rotes Wams und ein violettes Mäntelchen vollenden diese Farbenpracht; 1529 besitzt er einen Anzug: Oberkleid und Strümpfe kaffeebraun, die Hosen braun, gelb und blau gemustert. Besonders stolz war er auf eine Erfindung, die er allem Anschein nach selbst gemacht hat, 1525 nämlich hatte er »ein Rock, den kunt man umbkeren« und entweder leibfarben oder grün tragen. Das mi parti blieb merkwürdig lange in Gunst; noch 1544 wird der acht Jahre alte Felix Platter von seinem Onkel Summermatter neu eingekleidet, mit geteilten Hosen und Wams, die eine Seite weiß, die andere rot und blau. Mit großer Verwunderung beobachtete Samuel Kiechel, der 1586 Greifswald besucht, die Tracht der dortigen Frauen. »Wie sie zur kürchen gehn,«

schreibt er, »tragen sie lange Mäntel oder Husacken, die eine halb grün, halb blau; die andere halb rot, halb gelb; die dritte von andern hohen verteilten Farben, jederzeitt zwei unterschiedliche hohe Farben, welches sie gedünkt schön sein; sein zerteilt gleich als bei uns die schergen oder büttel«. Zur Zeit, als der Reisende seine Tagebuchaufzeichnungen machte, war das mi parti schon aus der Eleganz der oberen Klassen zu den unteren Ständen herabgesunken und ein unterscheidendes Merkmal der Kleidung der Subalternbeamten geworden. Es hat sich als solches in den süddeutschen Reichsstädten noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gehalten, wo Friedrich Nicolai auf seiner großen Reise durch Deutschland mit Erstaunen Notiz von diesen seltsamen Erscheinungen nimmt.

Man häufte die Farben vielleicht auch aus dem Grunde, weil sie eine symbolische Bedeutung hatten; in Frankreich hieß grün die Hoffnung, blau Entsagung, schwarz Treue, weiß Freiheit, Gold Freude, und wer seinen Mitmenschen viel auf diesem Wege zu sagen hatte, der mußte mehrere Nüancen auf seinem Körper vereinen. Rabelais spricht einmal von der Buntheit, die die Augen blendet, während Männer, die die Mode nicht mitmachen und sich unscheinbar kleiden, dem Spott verfallen. So verhöhnte Luther Karlstadt wegen seines grünen Rockes. »Frhr. Johann Werner von Zimmern«, schreibt die Zimmerische Chronik, »hat sein Lebenlang ungereimte farben in seinen kleidungen gehabt als mörlegraw, schwarz, aschenfarb und gelb. Aber Markgraf Ernst von Baden, der übertraf ihn, der hatt nur schwarz und aschenfarb. Ungeschaffene farb nennet man Zimmerische Farb«. Ganz rot war sehr geschätzt, je ausgesprochener der Ton war, um so lieber wurde er gewählt. Cosimo de Medici pflegte zu sagen: zwei Ellen rotes Tuch machen einen Menschen schön; in Rom meinte man, es sollten mindestens zwei Ellen Purpur sein. Matthäus Schwarz geht 1520 in hochroten Kleidern und Hut, 1524 Pfirsichblütenfarb; Hans Holbein hat Georg Gisze in einem schönen »Nelkenfarbenen« Wams und den Earl of Surrey ganz und gar in Scharlach von den verschiedensten Tönen gemalt; die Fürsten und Fürstinnen des Hauses Sachsen, die Cranach so oft porträtierte, tragen zum weitaus größten Teil rot. Das ist auch so geblieben. »Ich war hübsch rot

gekleidet,« bemerkt Felix Platter, der sich schon zur Hochzeit roten Atlas zu Wams und Hosen geleistet hatte, als er von seiner Reise in das Bad Leuk spricht und als Herzog Heinrich von Liegnitz 1575 eine seiner berühmten Trinkfahrten ins Reich antrat, kleidete er sich und sein Gefolge »in roten Damast auf Welsch,« 1584 sah Lupold von Wedel König Jakob von Schottland »fein angethan auf weiß, mit einem roten Kleide«. Rot hatte den Beigeschmack des Vornehmen, nur die besseren Stände konnten es tragen; als sich im Bauernkrieg die gemeinen Leute in Langensalza empörten, lautete eine ihrer Hauptforderungen, sie wollten jetzt auch rote Schauben tragen wie die Reichen.

Haar und Bart

Bei der Kopftracht des männlichen Geschlechts fällt vor allem auf, daß nach einer langen Periode der glattrasierten Gesichter der Bart wieder zu Ehren kommt. Mit dem bloßen Hals und den langen Locken hatte er sich nicht vertragen; seit aber das Décolleté verschwindet, wagt er sich wieder hervor. Er wurde mit Hohn empfangen und von einigen Sittenpredigern, wie dem Straßburger Geiler von Kaisersberg, merkwürdigerweise als »weibisch« bezeichnet. Vielleicht nur wegen der kapriziösen Art, in der man ihn wachsen ließ. »Es sein danach andre Narren,« schreibt der gleiche Kanzelredner, »die tragen halbe Bärte, sein uff einer Seiten geschoren, etliche tragen Knebelbärt, etliche hond ein klein Stücklein an den Backen ston, es will jeglicher etwas besunders tragen«. Graf Eitelfritz von Zollern z. B. trug die linke Seite seines Bartes fußlang, die rechte ganz kurz zugeschnitten, aber derartige Extravaganzen blieben Ausnahmen, es setzt sich allmählich eine Form durch, die den Vollbart unter dem Kinn wagerecht stutzt. So ist er für die Männerbildnisse aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts ungemein charakteristisch und für Cranachsche Porträts geradezu typisch. Das Wiederauftreten des Bartes erfolgt parallel mit einer Verkürzung des Haares, die langen Locken werden unmodern. Das glatt heruntergekämmte Haar wird nun von Ohr zu Ohr und über die Stirne gerade abgeschnitten; so entsteht die Frisur, die man die »Kolbe« nannte. Sie war 1520 auf dem Höhepunkt ihrer Geltung. Kaiser Max, der jugendliche Karl V., Kurfürst Ferdinand der Weise, Kardinal Albrecht von Mainz, Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen sind nur die hervor-

François Clouet, Bildnis einer vornehmen Witwe

Städelsches Institut, Frankfurt a. M.

stechendsten Köpfe eines Typus, der damals ganz allgemein verbreitet war.

Die Kopfbedeckung

Wollte man sein Haupt bedecken, so bediente man sich eines Baretts, sehr groß, sehr flach, sehr phantastisch. Kopf und Krempe geschlitzt, gepufft, gestickt und besetzt, bei reichen Leuten immer mit Kleinodien geschmückt, die wie manche Medaillen u. dgl. eigens für diesen Zweck angefertigt worden sind. Manchmal sind sie auf der breiten Krempe befestigt, manchmal hängen sie frei an kleinen Kettchen davon herab; Perlenschnüre, Rosenkränze, alles diente dazu, die männliche Kopfbedeckung zu schmücken und interessant zu machen. Der Stoff war so kostbar wie der der Kleider. 1524 bekam Matthäus Schwarz ein »scharlach baret superfin de Valentz aus ispania« geschenkt, es hatte 8 fl. gekostet, also etwa 200 M. nach dem Vorkriegswert der Mark. Daß der Kurfürst von Sachsen Melanchthon ein Sammetbarett verehrte,

H. Krell, Herzogin Anna von Sachsen
Galerie, Dresden *1551*

wurde als große Gunst und fürstliche Freigibigkeit angesehen. Diese großen, und wenn man dem Augenschein trauen darf, auch sehr gewichtigen Barette, wurden auf einem Ohr getragen, so schief als möglich auf einer Seite, und da sie in dieser Stellung nicht verbleiben konnten, sah man sich gezwungen, den Kopf darunter mit einer ziemlich enganliegenden Haube zu bedecken. Sie übernahm den Schutz und sorgte für den richtigen Sitz des darauf schwebenden Baretts. Diese Calotten waren von Seide, in Netzform, häufig aber auch sehr kostbar, von Gold- oder Silberstoff. Anton Tucher kaufte sich 1507 eine schwarzseidene Haarhaube mit Goldborten für 10 Pfd. Heller und Matthäus Schwarz erwarb 1524 die Goldbrokat-Kappe eines Herzogs von Mailand, die ein Landsknecht »erobert« hatte.

Der Schuh Den Fuß bekleidete der Mann mit einem Schuh, der nach seiner vorn unmäßig verbreiterten Form den Namen Entenschnabel oder Ochsenmaul erhielt. Er wurde ebensooft aus Stoff wie aus Leder angefertigt, und wenn er im Grunde auch eigentlich nur aus einer Sohle bestand, so fand man es doch möglich, das schmale Vorderteil noch mit den beliebten Puffen oder Schlitzen zu versehen.

Der Frauenrock Die Frau trat mit einer Kleidung in das Jahrhundert ein, die nicht weniger absonderlich war wie die des Mannes; sie trug langschleppende Kleider, tiefen Ausschnitt an Hals und Brust und verhüllte den Kopf mit Hauben und Schleiern, die ängst-

lich jede Spur des Haares den Blicken Fremder entzogen. Zur selben Zeit gehen auch bei dem weiblichen Anzug ähnliche Veränderungen vor wie bei dem männlichen, und wie bei diesen bietet ihre Erscheinung etwa um das Jahr 1520 einen Anblick, der sie sehr charakteristisch von dem der Jahrhundertwende, ein Menschenalter zuvor, unterscheidet. Vor allem ist es die Schleppe, die verschwindet; der Rock wird kürzer und erhält die runde Form, die überall den Boden erreicht, ohne aufzuliegen. Diese Form wurde mit besonderem Nachdruck als deutsche Mode bezeichnet. Als Prinzessin Anna von Cleve ihrem königlichen Bräutigam zum ersten Male vorgestellt wurde, eine Brautschau, die für die Bedauernswerte so übel ausfiel, trug sie nach Angabe des englischen Chronisten »ein Kleid von reichem Goldstoff, ganz rund gemacht, ohne jede Spur von Schleppe, nach der deutschen Mode«. Dafür wurden die Röcke weiter und faltenreicher und erhielten vielfach einen Besatz von Sammetblenden in abgestufter Breite. Die Taille, die bis dahin sehr hoch gesessen hatte, rückt an die richtige Stelle, und wenn sie auf den Halsausschnitt auch noch nicht verzichtet, so deckt sie ihn doch zu. Einmal läßt sie das Hemd bis zum Kinn herauf ansteigen und legt es genau wie das Männerhemd in einem schön verzierten Stehkragen um den Hals, dann aber erfindet die Mode den »Goller«, einen breiten Schulterkragen, der Hals und Brust verhüllt. Die Ärmel werden sehr lang geschnitten, sie reichen bis zum Ansatz der Finger und werden gebauscht, gepufft und geschlitzt wie die Wamsärmel des Mannes. Gerade wie der Mann an Wams und Schaube doppelte Ärmel übereinander trägt, die zugleich sichtbar sind, weil der obere frei herunterhängt, läßt auch die Frau die Ärmelpaare an Ober- und Unterkleid zur Geltung kommen, der obere ist ein offener Hängeärmel, oft von solcher Länge, daß er auf dem Boden schleppt. Man arbeitete sie einzeln, so daß es möglich war, in seinen Anzug durch Gebrauch verschiedener Ärmel die mannigfaltigste Abwechslung zu bringen. Das Bruststück der Taille wird durch Stickerei und Besätze gern reich verziert. Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg besaß einen Brustlatz, der auf 350 fl. geschätzt wurde; er bestand aus 44 hängenden Perlen, 14 Diamanten und 14 Rubinen. Ein runder Gürtel trennt Ober- und Unterkörper, an ihm hängt gewöhnlich eine

Der Koller

Tasche über die Schürze herab, die sich in dieser Zeit als neues Stück der weiblichen Tracht ankündigt. Sie ist von Linnen und wird durch die Kunst der weiblichen Handarbeit mit Stickerei und Durchbruch geschmückt.

Stoffe Der Parallelismus in der Kleidung der beiden Geschlechter zeigt sich ferner in der Verwendung der gleichen Stoffe und Farben; auch den Frauen war nichts zu schön und zu kostbar für ihren Putz und sie haben anscheinend am häufigen Wechsel noch mehr Gefallen gefunden als die Männerwelt. Während Matthäus Schwarz es als Merkwürdigkeit erzählt, daß er sich manches Jahr sechs verschiedene Anzüge anschaffte, hatte eine Regensburger Kleiderordnung vornehmen Damen den Besitz von 18 Kleidern erlaubt und Geiler von Kaisersberg behauptet, reiche Frauen pflegten in der Woche 14 mal die Kleider zu wechseln. Bei der Qualität der Stoffe, die man bevorzugte, war das keineswegs billig und es ist wieder der Straßburger Sittenprediger, von dem wir hören, daß Kleidung und Schmuck so mancher Bürgerfrau mehr als 3000 fl. wert sei, was nach dem Vorkriegswert soviel heißen will wie 50 000 M. Besonderer Schätzung erfreute sich der Sammet, der so kostbar war, daß er fast nur in der Form von Garnituren auftritt. Eine schwäbische Edelfrau mußte ein ganzes Dorf verkaufen, weil sie auf einem Fest in einem blauen Sammetkleide erscheinen wollte; in der 43. Novelle ihres berühmten Heptaméron bemerkt die Königin Margarete von Navarra denn auch als selbstversändlich, daß Sammet nur den vornehmsten Damen zustehe. König Franz I., der ein großer Liebhaber des andern Geschlechts war und alle seine Luxusverbote nur gegen die Männer richtete, machte sich ein Vergnügen daraus, die Damen seines Hofes mit den köstlichsten Brokaten zu beschenken. Als er seine 13 Jahre zählende Nichte Margarete an den Herzog von Cleve verheiratete, trug sie eine Robe von Goldstoff mit Silberblumen, die mitsamt dem Schmuck ein solches Gewicht hatte, daß sie nicht imstande war, sich zu rühren, sondern vom Connétable von Montmorency in die Kirche getragen werden mußte. Die andern Höfe blieben natürlich nicht zurück. Der Spanier Pedro de Gante sah 1543 das englische Königspaar. Königin Katharina Parr trug eine Robe von Goldstoff über einem Unterkleid von Brokat, die Ärmel mit rotem Atlas gefüttert, Prinzessin Maria, die spätere

Pieter Pourbus, Frau d. Joh. Jernagant, ætl. 19, 1551 — *Museum, Brügge*

Königin, ein ebensolches Kleid über einem Unterkleide von violettem Sammet. Der Gipfel der Verschwendung war damit aber noch lange nicht erreicht, man konnte die köstlich teuren Gewebe noch mit echten Perlen aussticken und besaß dann Kleidungsstücke, die ihresgleichen suchten. Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, Gemahlin Joachims I., hatte in ihrer Ausstattung gleich drei solcher Perlenröcke auf rotem, braunem und grünem Grund vorgefunden, die zusammen auf 6000 fl. geschätzt wurden. Die Inventare der Erzherzogin Katharina von Österreich in Innsbruck verzeichnen 1549 28 reich mit Perlen gestickte Kleider und die römische Königin Anna ließ 1545 einen ihrer Perlenärmel für 550 Dukaten versetzen. Dieser Luxus beschränkte sich indessen keineswegs auf die fürstlichen Damen; eine pommersche Edelfrau, Frau von Finike, erschien einmal bei einer Hochzeitsfeier in der St. Georgenkirche in Lübeck in einem mit Perlen gestickten Rock, der auf 15 000 fl. veranschlagt wurde und so steif war, daß er sie hinderte,

Pieter Pourbus, Stifterbildnis, aet. 45
Altarflügel *S. Jacques, Brügge*

Kopftracht der Frau

bei der Wandlung während der Messe, wie es Brauch ist, niederzuknien. Diese selbe Dame trieb in ihrer Toilette eine derartige Verschwendung, daß man sie zwar 1513 zur Hochzeit Herzog Heinrichs V. von Mecklenburg einlud, aber nur unter der Bedingung, daß sie keinesfalls ihre besten Kleider anziehen dürfe. Sie überwand sich, erschien in Wismar wirklich nur in der zweiten Garnitur und hatte die Genugtuung, noch immer ebensoschön gekleidet zu sein wie die fürstliche Braut.

Aus der Kopftracht der Frau verschwinden allmählich die phantastisch geformten Aufsätze, welche Schleiertücher, gestärkt oder über Gestelle gespannt, um das Haupt angeordnet hatten. Sie nehmen in ihrer Größe immer mehr ab, so daß sie, was bis dahin stark verpönt gewesen war, das Haar zum Vorschein kommen lassen. Dieser Bruch mit der Tradition ist nicht sehr schnell vonstatten gegangen, denn als Kaiser Max kurz vor seinem Ableben in Augsburg weilte und 1518 dort die Fastnacht feierte, ließ er die Augsburger Damen der vornehmen Geschlechter durch den Kardinal Lang bitten, sie möchten doch ihm zu Liebe unverschleiert zum Tanz kommen; Konrad Peutinger mußte aber seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um sie zu diesem Entgegenkommen zu bewegen. Die Frau legte auch die eine Kopfbedeckung nur ab, um sie mit einer andern zu vertauschen, sie nahm Haube und Barett der männlichen Mode an. Sie trug die gleichen Stücke und trug

sie in der gleichen Art und Weise, wählte sie auch ebenso schön und kostbar wie der Mann, ja sie hat ihn darin übertroffen. Die Perlenhauben der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg waren als »dänische Mützen« geradezu berühmt. Sie nannte u. a. eine Haube im Werte von 1000 fl. ihr eigen, die mit 27 Diamanten, 38 Rubinen, 15 Smaragden und 6 Türkisen besetzt war. Erzherzogin Katharina von Österreich hinterließ ein weißes Sammetbarett, das mit einer Schnur von 57 Perlen, einer goldenen Medaille, 22 Diamanten, 18 goldenen Knöpfen und 18 goldemaillierten Stefften garniert war. In Italien hat die Kappe, Balzo genannt, eine eigentümlich hohe und runde Wulstform angenommen; Tizian hat z. B. Isabella d'Este in einem häufig kopierten Bilde damit porträtiert, sie erlaubte nicht, noch ein Barett darüber zu tragen.

Der Schuh der Frau ist völlig der des Mannes, das Ochsenmaul entstellt auch ihren Fuß.

Pieter Pourbus, Stifterbildnis, aet. 44
Altarflügel *S. Jacques, Brügge*

Das Bild der Mode, wie wir es für beide Geschlechter zu zeichnen unternahmen, entspricht ungefähr der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Wir haben hauptsächlich Deutschland im Auge gehabt, aber es versteht sich beinahe von selbst, daß sich ältere Schnitte auch während dieser Zeit noch behaupteten, am meisten in Gegenden, die der Verkehr weniger stark berührte oder die von den Hauptpunkten der deutschen Kultur, damals fraglos noch Augsburg und Nürnberg, am weitesten entfernt waren. Die Unterschiede der nationalen Moden müssen

um diese Zeit in Abweichungen der Schnitte gesucht werden, die häufig nur Nebensachen betreffen. Gewisse Grundzüge der Tracht begegnen überall, wie der männliche Halsausschnitt. Er verschwindet in Italien früher und in Frankreich später als in Deutschland. Überall wird das Wams getragen, in Deutschland mit kleineren, in Italien mit längeren und weiteren Schößen; Götz von Berlichingen bekommt als Page des Markgrafen von Ansbach seine ersten Händel mit einem Polacken, der ihn mit seinem »großen, welschen Rock« anstößt. In Deutschland deckt die Frau den Halsausschnitt zu, Französinnen der ersten Gesellschaft zeigt der sogenannte Halbfigurenmeister in seinen Bildern mit einem Décolleté, das von Schulter zu Schulter reicht. Während die Frauenärmel in Deutschland einen mäßigen Umfang zeigen, sieht man auf Bildern, die den beiden letzten Jahrzehnten der Regierung Heinrichs VIII. entstammen, daß sie in England eine gewaltige Größe angenommen haben und am Ellbogen mit schweren Aufschlägen von Pelzwerk belastet sind. Die große Linie ist überall die gleiche, aber während uns mehr die Übereinstimmung auffällt, sahen die Zeitgenossen zumeist die Unterschiede.

Die spanische Mode

Die neue Mode war ungefähr um 1520 fertig, wobei man nicht vergessen darf, das »ungefähr« stark zu betonen und hinter das »fertig« ein großes Fragezeichen zu machen. Für unser Auge scheint ein gewisser Abschluß erreicht, während Sebastian Franck von Wörd 1531 in seiner Chronika schreibt: »die Kleidung ist alle Tage neu und nicht von Dauer«. Es blieb alles im Fluß und gerade im dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts beginnt sich bereits der Einfluß geltend zu machen, der nach der Mitte desselben vorherrschen wird, der spanische. Man braucht nur daran zu erinnern, daß die spanische Monarchie soeben die politische Einheit erreicht hatte, daß ihr durch die Entdeckungen eines Italieners der Besitz einer neuen Welt zugefallen war und daß der Inhaber der Krone, durch seine Wahl zum Deutschen Kaiser, Reiche in seiner Hand vereinte, in denen, wie man so bezeichnend sagen durfte, die Sonne nicht unterging. Die politische Wichtigkeit der Pyrenäenhalbinsel war nicht geringer wie ihre wirtschaftliche, man erhoffte und erwartete von dem Handelsverkehr mit den überseeischen Kolonien die größten Vorteile, und wenn das spa-

Bronzino, Don Garzia de Medici *Uffizien, Florenz*

nische Gefolge und die Heere, mit denen Karl V. Europa durchzog, die Welt mit den Sitten, Gewohnheiten und Trachten dieses bisher so gut wie unbekannt gebliebenen Landes vertraut machten, so brachten auch die Kaufleute, die aus Augsburg, Ulm und Nürnberg die Pyrenäen überschritten, ihrerseits ebensoviele Anregungen für die Mode mit wie jene. Dieser Einfluß macht sich schon recht früh geltend; bereits 1524 trägt sich Matthäus Schwarz »auf hispanisch« und es ist nicht ohne Interesse, bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß der Kaiser, der die spanische Krone gewissermaßen in seiner Person darstellte, selbst gar nichts dazu tat,

Jacopo da Pontormo, Bildnis einer Dame

Großherzogliche Galerie, Oldenburg

Kaiser Karl V.

um diese Richtung des Modegeschmacks zu begünstigen. Er hielt so gut wie gar keinen Hof, nur selten in Spanien, nie in Italien, den Niederlanden oder Deutschland. Seine portugiesische Gemahlin ist kaum aus Toledo herausgekommen und früh gestorben, er selbst aber, darin seinen Rivalen Franz I. und Heinrich VIII. sehr unähnlich, legte auf die Kleidung nicht den geringsten Wert. Das ist von den Zeitgenossen mit Erstaunen vermerkt worden. Der Kaiser ist sehr genau, berichtet der venezianische Gesandte Mocenigo an die Signorie: er merkt, wenn ihm ein Hemd oder ein Schnupftuch fehlt und

läßt seine Kleider sogar ausbessern. In den deutschen Kriegen ist er in Barchent gekleidet, so daß der ganze Anzug nicht einen Scudo wert ist, dazu trägt er einen Hut von Wolle, der einen Marcello kostet. Leonhart Widmann sah ihn bei seinem Einzug in Regensburg 1541 und notiert: »sein Pferd war das teurest, er hat sonst wenig geldwerth von kleidung an seinem leib.« Über die ziemlich leichtsinnig unternommene Reise durch Frankreich, die er im Vertrauen auf das Versprechen von Franz I. antrat, eines Mannes, den er gekränkt und geschädigt hatte, heißt es in der Zimmerischen Chronik: »es hat der Kaiser schlechter nit wohl geklaidt sein künden, alles in schwarz, schlecht duch, ein gemeinen Filzhut auf, kein seidinwerck an, dann ein Schnur, daran er sein Orden fürt.« Bartholomäus Sastrow sah am 24. Juni 1547 mit an, wie Karl V. vor Naumburg eine Truppenschau abhielt. Der Kaiser trug einen Sammet-Hut und einen schwarzen Mantel, der zwei Finger breit mit Sammet besetzt war. Plötzlich begann es zu regnen, da nahm der Kaiser seinen Hut ab und bedeckte ihn mit seinem Mantel und während man ihm aus der Stadt einen grauen Filzmantel und Filzhut holt, regnet es ihm auf den bloßen Kopf. Man schrieb dieses Verhalten der Absicht des Monarchen zu, ein gutes Beispiel geben zu wollen, aber es wich von allem Brauch der Zeit so weit ab, daß Karl V. die merkwürdigsten Erfahrungen deswegen gemacht hat. Daß ihm einmal ein Landmann ein schönes Pferd zum Geschenk bringen wollte, und es dann lieber dem Herzog von Infantado gab, der in prächtigen Kleidern hinter dem Stuhl des wie gewöhnlich ganz unansehnlich angezogenen Kaisers stand, mochte noch hingehen, ein andermal aber hat Karl eine tüchtige Portion Prügel deswegen erhalten. 1543 am Rhein ärgerte er sich über einen schwäbischen Fuhrknecht, der ein Geschütz zu transportieren hatte und versetzte ihm im Zorn einige Schläge mit seinem Stock. Der Kerl aber verstand das falsch, nahm seine Peitsche und schlug sie dem römischen Kaiser rechts und links um die Ohren. Er sollte diesen Mangel an Respekt, den die Unscheinbarkeit der kaiserlichen Garderobe verschuldet hatte, mit dem Strange büßen, die Fürsprache der Kurfürsten aber rettete ihm das Leben, so daß er mit dem Verlust der Nase davonkam und sich noch lange rheinauf, rheinab damit berühmen konnte, aus welchem Grunde er diesen Körperteil eingebüßt.

Ob der Kaiser eine Absicht verfolgte oder nicht, Tatsache ist, daß er weder die Verschwendung hinderte, noch der Verbreitung der spanischen Mode Eintrag tat. Er selbst, der bei seiner Thronbesteigung nur Flämisch sprach und weder Spa-
Einfarbigkeit nisch noch Deutsch überhaupt nur verstand (ist er doch während der Verlesung der Augsburgischen Konfession eingeschlafen), trug sich noch eine Weile deutsch, Clemens Sender sah ihn 1530 bei seinem Einzug in Augsburg »in einem güldin wappenrock, und über den Kamm beschoren«. Während seiner längeren Aufenthalte in Spanien befreundete er sich mit der spanischen Tracht und hat sich auf seinen Porträts der späteren Lebensjahre auch stets in ihr malen lassen. Das Hauptcharakteristikum derselben ist die Einfarbigkeit, wenn man will, Düsterkeit und die Rückkehr zum Engen, Knappen, Gespannten, im Gegensatz zu dem etwas Schludrigen der deutschen Mode, von Rechts wegen hätte die spanische Tracht gar keine Falte werfen dürfen. Das Wams wird abgesteppt, verliert die Schöße und erhält wesentlich verengerte Ärmel, die mit einer Wulst an den Schultern ansetzen. Der Stoff wird noch geschlitzt und mit anderem Zeug sichtbar unterfüttert, aber doch nicht mehr herausgebauscht, sondern glatt getragen. Das Auffallendste am männlichen Anzug aber sind die Beinkleider, die durch
Trikot ihre Enge das ganze Bein fast bis zur Hüfte modellieren, die Trikot-Hose verdrängt Strumpf und Kniehose. Die Erfindung der Trikot-Weberei gehört Spanien an; die ersten seidenen Trikots gelangten als kostbare Geschenke an fürstliche Höfe. 1547 erhielt König Heinrich VIII. das erste Paar, indessen ist dieses Datum unwahrscheinlich früh und da es sich nach den Inventaren um Venezianische und Mailänder Artikel handelt, scheinen die »silk hosen« nur Strümpfe gewesen zu sein. Erst Sir Thomas Gresham beschenkte König Eduard VI. mit langen gestrickten Seidenhosen, während König Heinrich II. von Frankreich nicht vor 1559 in ihren Besitz kam. Es hat noch weit länger gedauert, ehe sie nach Deutschland gelangten; Herzog Erich von Braunschweig schickte dem Kurfürsten August von Sachsen sechs Paar gestrickte spanische seidene Beinkleider aus Belgien, und sie blieben so kostbar, daß Markgraf Johann von Küstrin 1569 dem Geheimrat Barthold von Mandelsloh einen Verweis er-

Tizian, Der Herzog von Atri. 1552
Gemäldegalerie, Kassel

Tizian, Bildnis Philipp II. von Spanien, 1553 *Museum, Neapel*

teilte, weil er sie an Wochentagen anlegte, er trüge die seinen nur an Sonn- und Festtagen. 1583 sind sie in Magdeburg überhaupt verboten worden.

Über dieser engen Strumpfhose saß, noch nicht bis zur Hälfte des Oberschenkels reichend, ein rundes, kurzes Beinkleid, das man ausstopfte, um ihm eine feste Form zu geben. Man nannte diese Hosen »spanische Heerpauken«. Die Oberhose erhielt in den verschiedenen Ländern verschiedene Formen. Man hat sie in Frankreich in breiten Bauschen oder rundwulstig gebildet, sie in Italien etwas länger getragen, sie in England zu derartigem Umfang aufgebauscht, daß unter der Königin Elisabeth die Sitze im Parlament verbreitert werden mußten, in Deutschland dadurch, daß man die Auspolsterung fortließ, »Schlumperhosen« daraus gestaltet, die oben ebenso weit waren wie unten, die Verbindung der beiden Beinkleider blieb bestehen. Man hat sich die Mode nur dadurch etwas vereinfacht, daß man statt des unteren Beinkleids Trikotstrümpfe anlegte und sie fest mit der Oberhose verband. Bitter beklagt sich Paulus Behaim 1572 bei seiner Mutter, daß ihm der Nürnberger Schneider die Strumpfhosen zu lang gemacht habe, »sie schlottern wie eim bauern seine Stifel« und der junge Student muß sich deswegen den Spott seiner Leipziger Kommilitonen gefallen lassen. 1573 hat er sich dann dazu entschlossen, »neue Strümpf an ein jedes bar hosen« machen zu lassen. 1577 erhält Hans Ulrich Krafft in Marseille von Georg Prunnenmayer »ein schwarz Paar Hosen mit angenähten Strümpfen, wie mans dazumal getragen«.

Unter diesen Umständen wurde der lange Strumpf ein sehr wesentliches Stück der männlichen Toilette, um so wichtiger, als man sie in Deutschland aus dem Ausland beziehen mußte. Balthasar Paumgartner in Nürnberg bestellte sie in Bologna nach Maß oder ließ fertige seidene Hosenstrümpfe aus Neapel kommen; Hans Jakob von Breuning brachte 1596 von seiner Reise nach England dem Herzog von Württemberg zwölf Paar seidene Strümpfe mit, für die er zusammen 115 fl. bezahlte. Kein Wunder, daß man versuchte, sie zu verbieten und 1594 den Söhnen von Handelsleuten das Tragen von Seidenstrümpfen untersagte. In Frankreich betrachteten es Edelleute, wie Brantôme erzählt, als besondere Galanterie, wenn sie, bevor sie ihre Strümpfe anlegten, sie erst von der

Ant. Moro, Königin Katharina von Portugal, Schwester Kaiser Karl V. " *Prado, Madrid*

Dame ihres Herzens acht bis zehn Tage tragen ließen; wie lange sie sie dann selbst noch weiter trugen, verschweigt des Sängers Höflichkeit. Gegen das Ende des Jahrhunderts erfand der Engländer William Lee den mechanischen Strumpfstrickerstuhl, eine Erfindung, die ihm den Haß seiner Landsleute in so hohem Maße eintrug, daß er nach Rouen auswandern mußte und Frankreich den Vorteil davon hatte. Das ist nicht so erstaunlich wie es scheint, denn um dieselbe Zeit ließ der Rat der Stadt Danzig den Erfinder der Bandmühlen heimlich ertränken, weil ihm nur durch Beseitigung eines so

gefährlichen Intellekts der Schutz des ehrsamen Handwerks gewährleistet schien.

Die Kröse

Die spanische Mode gibt die Schaube auf und ersetzt sie durch ein kurzes, vollrundes Mäntelchen, das knapp bis zu den Hüften reicht; Kappe und Barett weichen einem hohen Hut mit schmaler Krempe, der Schuh verliert die unförmliche Breite und wird verhältnismäßig spitz, unter der Regierung der Königin Maria werden in England die breiten »Ochsenmäuler« sogar ausdrücklich verboten. Damit ist ein Modell geschaffen, das von der bisherigen Mode manches übernimmt, aber das Meiste ändert und ihm in der Kröse noch ein ganz besonderes Charakteristikum hinzufügt. Ihr allmähliches Entstehen ist oben gezeigt worden. Die Mode hat auch bei dieser Schöpfung nur dem Gesetze gehorcht, das sie allgemein befolgt, wenn sie irgend einen Gegenstand, dem sie ihre Aufmerksamkeit zuwendet, es sei ein Kleidungsstück oder ein Putzartikel, bis zur letzten Möglichkeit übertreibt. Aus dem Krägelchen wird ein Kragen und schließlich eine steife runde Kröse, die mit der Zeit den Umfang eines Mühlrades erhält. Um 1560 ist sie da und hat um 1580 die Form erreicht, die bis zum Schlusse des Jahrhunderts nur wächst, um sich noch lange und tief bis in das 17. Jahrhundert hinein zu behaupten. Man scheint sie zuerst in Italien in der Gestalt gefertigt zu haben, die den größten Beifall fand; Katharina von Medici erteilte dem Italiener Vinciola ein Privileg darüber und Balthasar Paumgartner mußte 1584 aus Lucca gleich zwei Dutzend Krösen mitbringen. Dann hat man freilich auch diesseit der Pyrenäen in der Kunst des Anfertigens und der weit größeren und weit wichtigeren des Stärkens große Fortschritte gemacht. Königin Elisabeth von England ließ sich 1564 eine Flamländerin, Frau Dingham van de Plasse, kommen, um ihren Krösen die richtige Fasson zu geben, und diese Dame benützte die königliche Gunst, um in London in ihrem Fach Unterricht zu erteilen; sie ließ sich vier bis fünf Pfund Sterling für die Unterweisung bezahlen und 20 Schilling für das Geheimnis der Stärke. König Heinrich III. von Frankreich nahm ein solches Interesse daran und gab sich Allerhöchstselbst solche Mühe mit seinen und seiner Gemahlin Krösen, daß er am Tage seiner Krönung die Zeit versäumte und auch bei seiner Vermählung zu spät in die Kirche kam. Er war

Wolfgang Kilian,
Ursula v. Liechtenstein

1540 vermählt mit Graf Georg Fugger, † 1579

Radierung aus den Fuggerorum et Fuggerarum imagines

so eifersüchtig auf diese Geschicklichkeit, daß er 1579 mehreren Studenten den Prozeß machen ließ, weil sie gewagt hatten, auf dem Jahrmarkt in St. Germain, den der Hof regelmäßig besuchte, in riesigen Krösen aus Papier zu erscheinen.

In der Farbe bevorzugte die spanische Mode düstere Nuancen, vor allem schwarz, wie denn Philipp II., seinem sauertöpfischen Wesen entsprechend, sich mit Vorliebe schwarz kleidete. Das Beispiel fand Nachahmung, soweit die Mode vordrang. Mat- *Schwarze Farbe*

Franç. Clouet, Heinrich II., König von Frankreich *Louvre, Paris*

thäus Schwarz in Augsburg wählt 1538 zu seiner Trauung »schwarz, aber kostbar gestickt« und Hermann von Weinsberg in Köln läßt sich 1548 seine Hochzeitskleider ebenfalls von schwarzem Tuch verfertigen. Man hat das Vorwiegen der schwarzen Farbe, von dem aber, wie wir gleich sehen werden, doch nur sehr bedingt gesprochen werden kann, auch mit der ernsten Sinnesart der reformierten Kirche in Zusammenhang gebracht, aber auch dies sehr verführerische Argument verliert viel von seinem Gewicht, wenn man hört, daß Veit Konrad Schwarz sich 1557 »auf venetianisch, ganz schwarz« anzieht. Man wählte Schwarz für Trauer und für feierliche Gelegenheiten; Hermann von Weinsberg trägt 1537 bei Annahme der Magisterwürde schwarzes Kammgarn und auch als er 1543 den Grad eines Lizentiaten erwirbt, schwarze Wolle. Felix Platter macht 1557 seinen medizinischen Doktor in Basel in einer schwarzen, mit Sammet verbrämten Schaube und Veit Konrad Schwarz geht 1560 als Brautführer in Hosen und Wams von schwarzem Atlas und einer schwarzwollenen Schaube dazu, mit Sammet verbrämt. Als Herzog Erich von Braunschweig 1576 seinen

Einzug in Hannover hielt, kleideten sich alle Junker von Adel auf Verabredung in schwarz Sammet mit silbernen Posamenten.

Die spanische Mode ist zwar überall angenommen worden, aber sie hat sich doch in allen Ländern gewisse Änderungen gefallen lassen müssen und gerade in bezug auf die Farbe des Anzugs diesseits der Pyrenäen viel von ihrer Strenge verloren. Nirgend mehr als in Frankreich. In neueren Zeiten hat es wohl auf keinem Thron einen größeren Modehelden gegeben als König Heinrich III., seine Zeit war durch die Beschäftigung mit seinem Putz anscheinend völlig ausgefüllt. Es genügte ihm keineswegs, die spanische Tracht anzunehmen, er änderte sie und wurde in wesentlichen Dingen selbst ein Modeschöpfer. Das Wams gab die Schöße auf und wurde mit einer langen Spitze bis zwischen die Schenkel fortgeführt. Diese Spitze wurde ausgestopft und erhielt Form und Namen des Gänsebauches. Der Hosenlatz fiel fort, eine Nuance von so ausgesprochener Männlichkeit paßte nicht zu dem Wesen des Monarchen und seiner Umgebung. Eigentlich kann man den Herrscher nur

Unbekannter Meister, Catarina de Medici, Gemahlin König Heinrich II. von Frankreich
Uffizien, Florenz

König Heinrich III.

mit Einschränkung einen Modeschöpfer nennen; er schuf nicht, sondern sah den Damen ab, wie sie sich kleideten und zog sich dann ebenso an. Die Formen von Hut, Frisur, Krause, Wams entlehnte er der weiblichen Toilette, so daß Agrippa d'Aubigné einmal schreibt: man war immer im Zweifel, ob man einen König als Frau oder einen Mann als Königin vor sich hätte. Er selbst wie seine Günstlinge, die Mignons, waren geschnürt, frisiert, geschminkt, gepudert und parfümiert wie die Pariser Huren und wenn sie sich dann, Ohrringe in den Ohren und Ketten um den Hals, mit ihrem zappelnden Gang öffentlich sehen ließen, dann konnte man, wie Scävola de Ste. Marthe bemerkt, Herren und Damen nicht mehr unterscheiden. Vor allem liebten sie die Farben so hell wie möglich: weiß, hellblau, lichtgrün und in so krassen Zusammenstellungen als sich finden ließen. Acht bis zehn, meist aber zehn bis zwölf verschiedene Nuancen auf einmal an sich zu tragen, war die Regel; »die Franzosen sind gewöhnt, sich kakelbunt anzuziehen«, schreibt Montaigne mißbilligend, der freilich, selbst immer schwarz und weiß gekleidet, eine Ausnahme unter seinen Landsleuten bildete. Gelegentlich gab der König Feste, bei denen alle Gäste in grüner Seide erschienen und zwar alle Damen als Herren, alle Herren als Damen gekleidet. Übrigens waren es durchaus nicht nur diese Kavaliere von zweifelhaften Sitten, die sich bunt und auffallend anzogen, auch Persönlichkeiten von ernsthaftem Zuschnitt huldigten einer gewissen Farbenfreude. Marschall Montluc, der 1555 Siena gegen die Kaiserlichen verteidigte, zeigte sich der geängstigten Bevölkerung in einem Anzug, bei dem Hosen und Wams aus karmesinrotem Sammet mit goldener Posamenterie bestanden. Er trug dazu eine Schaube von grauem Sammet mit silbernen Tressen, gefüttert mit Drap d'argent und einen deutschen Hut von grauer Seide mit Silberkordel und versilberten Reiherfedern. Diese Kleidung war außerordentlich kostspielig; als Heinrich III. seinen Liebling, den Herzog von Joyeuse, mit der Schwester seiner Frau vermählte, gab er Feste, die 14 Tage dauerten und 30 Millionen Francs kosteten, dabei kamen einzelne Anzüge der Herren auf 10000 Taler zu stehen. Als der spätere Heinrich IV. 1572 Margarete von Valois heiratete, war, nach dem Bericht des venezianischen Gesandten, Giovanni Michiel, der Anzug König Heinrichs III.

Buntheit

Giovanni Moroni, Der Schneider
Nationalgalerie, London

allein etwa 5 bis 600 000 Taler wert, während der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, ein Barett aufhatte, das eine Garnitur von 32 Perlen trug, jede von 12 Karat, im Gesamtwert von 23 000 Goldtalern. Man wird kaum hinzuzufügen brauchen, daß der häufige Wechsel der Kleidung ein Haupterfordernis der Eleganz war; der Venezianer Lippomanno schreibt, daß ein Hofkavalier mindestens 25 bis 30 verschiedene Anzüge von verschiedenem Schnitt nötig habe und Tag für Tag einen andern anlegen müsse.

Tizian, Lavinia Sarcinelli, die Tochter des Künstlers
Gemäldegalerie, Dresden *1555*

Auch in England folgte man der spanischen Tracht mit jenem starken Schuß von Übertreibung, wie er nun einmal fern vom Ursprungsort einer Mode unvermeidlich zu sein scheint. »Wir tragen so phantastische Schnitte,« schreibt Coryate, »wie kein anderes Volk in der Welt, ausgenommen die Franzosen.« Die Trikothosen waren allen Männern willkommen, die hübsche Beine hatten und glücklich waren, sie zeigen zu dürfen, während die andern die Sackhosen bevorzugten, von denen es hieß, sie seien so weit, als wolle man darin Korn in die Mühle bringen; der Clown Tarlton bediente sich ihrer in seinen komischen Rollen zum Unterstreichen der Effekte. In seiner Anatomie der Mißbräuche, die 1583 erschien, hält sich Philipp Stubbs darüber auf, daß die Herren jetzt so viel Kleidungs- *England*

Hans Muelich, Herzog Albert v. Bayern, 1556
Gemäldegalerie, Wien

stücke haben müßten, wie das Jahr Tage zähle, dabei französische, spanische, venezianische Hosen, alle in teuren Stoffen, von denen das Paar manchmal 100 £ koste (?), und Wämser, die nach Stoff, Schnitt, Ausputz und Farbe verschieden seien. Die Krösen seien so kostspielig, daß man sie $3^1/_2$ Stufen zum Galgen nenne. Der württembergische Gesandte, Hans Jakob von Breuning, der 1595 in London war, schreibt, daß »bei Grafen und Adel guldin und silberin stückh ganz gemein waren, zudem daß die kleidung von Edelgestein und Perlen gestickt. Größere und stattlichere kleidung ich in gemein bei einer hoffhaltung jemals gesehen, sowohl was Mannspersonen als Frauenzimmer belangt«. Man behauptete also anscheinend nicht mit Unrecht, daß tausend Eichen und hundert Ochsen nötig seien, um den Anzug eines Herren zu bestreiten. Die spanische Farblosigkeit lehnte man in England allerdings ab, man pflegte sogar eine gewisse Farbenfreude, und manche Orte genossen einen besonderen Ruf wegen der Farben, die sie herstellten. So war Bristol-rot und Kendal-grün sehr beliebt und Coventry-blau war in den Tagen der Königin Elisabeth so waschecht, daß es sprichwörtlich für treu gebraucht wurde. Allerdings war Blau der dienenden Klasse vorbehalten; Howe bemerkt in seinen Annalen, daß die Londoner Lehr-

jungen Sommer und Winter Blau trugen, denn Blau sei ein Abzeichen der Dienstbarkeit.

Auf italienischem Boden faßten im 16. Jahrhundert die Fremden festen Fuß; unter Leo X. nahm Federigo Gonzaga, der sich als Geisel in Rom befand, bereits Tanzstunden alla francesca und Reitstunden alla spagnuola. Da die Spanier in Mailand und Neapel herrschten, in Florenz eine Großherzogin aus spanischem Geblüt auf dem Thron saß, so überwog im Laufe des Jahrhunderts in der Tracht die spanische Mode und nur Venedig erhielt sich eine gewisse Sonderart, in die aber allerlei Einflüsse aus dem Osten hineinspielten. So werden wir in der venezianischen Zimarra, einem offenen weiten Talar von schwarzer Seide, der sich als Bühnenkostüm des Pantalone einbürgerte, wohl eine Erinnerung an den Orient und seine langen Kaftane erblicken dürfen. Rom war schon damals die Weltstadt, in der sich, wie Montaigne hervorhebt, das Volk beim Anblick französischer, deutscher oder spanischer Trachten durchaus nicht mehr aufregte. Es gab auf der Apenninen-Halbinsel wohl viele kleine Höfe, aber keinen großen, so blieben die Ansprüche hinter denen anderer Länder, was den Wechsel anlangt, weit zurück. Der Mensch müsse mit vier Kleidern zufrieden sein, schreibt Hieronymus Cardanus, oder

Hans Muelich, Herzogin Anna v. Bayern, 1556
Gemäldegalerie, Wien

Bronzino, Bildnis eines Pagen *Nationalgalerie, London*

Deutschland

nur mit zweien, wenn man die Unterkleider nicht dazu zähle. »Ich glaube,« fügt er hinzu, »vier Anzüge genügen, damit kann man 14 Zusammenstellungen (mit Hilfe verschiedener Ärmel) erzielen«.

Wie früh sich auch in Deutschland schon die spanische Tracht geltend macht, wir sahen es an dem Beispiel von Matthäus Schwarz, so hat sie doch auch hier wesentliche Einschränkungen erlitten. Einmal hält sich z. B. neben der spanischen Trikothose die deutsche Pluderhose; das runde Mäntelchen von Seide vermag die Schaube nicht von ihrem Ehrenplatz zu verdrängen, die bunten, lauten Farben lassen sich die Deutschen nicht nehmen. »Ich kleidet mich anderst nach unserem Brauch dermolen,« bemerkt Felix Platter 1557 in Basel, »da man nur geferbt kleider trug, kein schwartze, es war den leid«. Man verzichtet nur ungern auf die schweren Stoffe, die zum Schnitt eigentlich nicht mehr recht passen wollen. Kurfürst August von Sachsen trägt z. B. bei seiner

Ant. Moro, Königin Maria von England, zweite Gemahlin Philipp II. von Spanien

Prado, Madrid

Vermählung am 7. Oktober 1548 Wams, Hose und Schaube von schwerem Silberbrokat mit einem Granatapfelmuster in Gold. Soweit uns Inventare fürstlicher Garderoben zur Verfügung stehen, zeugen sie für einen lebhaft entwickelten Farbensinn. Erzherzog Karl von Steiermark, der 1590 gestorben ist, hinterließ Hosen und Wämser von rotem, feielpraunem, leibfarbenem, aschenfarbenem, gelbem, weixlpraunem, rosenfarbenem, weißem Sammet und Atlas, alle mit Gold und Silber gestickt, ferner ganze Anzüge von gutem englischem Tuch, aschenfarb, karmesin, braun, grün, gestickt und mit Posementerie besetzt. Kurfürst Christian II. von Sachsen hat ebenfalls aschfarbene, silberfarbene, grüne, weichselfarbene, gelbe, rote, leibfarbene, violette, weiße, nelkenfarbene Wämser hinterlassen. Auch hörte man keineswegs auf, seinen Anzügen durch Ärmel von anderem Stoff und anderer Farbe größeren Reiz zu verleihen; Erzherzog Ferdinand von Tirol, der Mann der Philippine Welser, besaß einen großen Vorrat einzelner Ärmel von gesponnenem

Barthol. Bruyn, Weibliches Bildnis, 1557
Gemäldegalerie, Brüssel

und geschlagenem Gold und Silber, gestickt, mit Perlen ausgenäht usw. Der vierzehnjährige Hans von Schweinichen erhält 1566 ein Barchent Wams mit Damast-Ärmeln usw. Veit Konrad Schwarz kleidete sich zwischen 1555 und 1560 incarnat Farb, »sehr eng und knapp,« wie er hinzufügt, also nach spanischem Schnitt, »ganz in weiß Taffet, ganz in roth Atlas« und bemerkt bei einem neglfarbenen Kleid, Wams und Hosen aus Damast, mit Taffet verbrämet und unterzogen, »das trug ich, wenn ich butzt wollt sein«.

Stoffe und Farben

Die Stoffe blieben die gleichen schönen Seidenzeuge wie früher, nur verzichten die Herren mehr und mehr auf die Gold- und Silberbrokate in schweren Geweben. Damit man nicht mehr nötig hatte, sie aus Venedig, Genua, Florenz oder Mailand kommen zu lassen, wurden Fabriken im Inland gegründet. Seit 1536 setzt sich die Seidenweberei in Lyon fest, von der französischen Regierung systematisch gefördert, in Meißen gründete Kurfürst August von Sachsen eine Sammet- und Seidenfabrik, in Dresden ließ sich 1569 Ambrosio Spiritelli nieder, um eine Manufaktur seidener Stoffe in Gang zu bringen. Die Kosten des männlichen Anzugs blieben hoch. Veit Konrad Schwarz hat für seine seidenen Kleider, für den vollständigen Anzug, 20, 24, 33 fl. ausgegeben, einmal 45 und ein ander-

François Clouet, Maria Stuart

mal 85 fl. Dabei muß man wissen, daß der Gulden etwa M. 4.60—4.75 wert war, seine Kaufkraft sich aber acht- bis zehnmal so hoch stellte als bei uns vor dem Kriege. Dann versteht man erst, was es heißt, wenn Kurfürst August von Sachsen durchschnittlich 8—9000 fl. im Jahr verausgabte. Natürlich waren Kleider unter diesen Umständen Gegenstände von großem Wert. Als die Lübecker sich den Svante Sture geneigt machen wollten, um ihn als Kronprätendenten gegen Gustav Wasa auszuspielen, wußten sie nichts Besseres zu tun, als ihm durch Marcus Meier einen kostbaren Sammetrock zu verehren. Der Augsburger Rat gab Hosen als Schießpreise und Anzüge bleiben als Ehrengeschenke in Ansehen und Gebrauch. Der Hauptmann Marx Wolff in Sitten erfreut Felix Platter und seine Frau mit hübschen Kleidern und als Hans Ulrich Krafft 1585 ein seidenes Kleid zur Belohnung erhält, wählt er »gar schönen, zarten, ungewässerten, levantinischen Schamlott«. In den Testamenten wird oft über jedes Kleidungsstück besonders verfügt und der greise Bartholomäus Sastrow findet es durchaus der Mühe wert, in seinen Erinnerungen zu bemerken, daß er 1593 beim Tode seines Sohnes ein sammeten Kleid, ein Atlas Wams, ein schwarz Damast Kleid und ein Sammetbarett geerbt habe. Die verschiedensten Schnitte wurden nebeneinander getragen und die »Gänsebäuche« fanden ebensoviel Anklang wie die Trikothosen, Andreas Osiander hat sie 1586 verhöhnt. Die Schaube wurde immer kürzer, büßte die Ärmel ein und wurde zur »Puffjacke« oder »Harzkappe,« auch wohl Gestaltrock genannt, in ganz der gleichen Form auch von der Frau angenommen.

Die Damenmode

Bei der Damentracht kam das Knappe und Gespannte, das eigentliche Formelement der spanischen Mode, viel mehr zur Geltung, als bei dem männlichen Anzug, der so großen Wert auf die Beine legte, daß die Erscheinung des Mannes immerhin nicht ganz den Eindruck des Menschlichen verlor, was bei der Frau entschieden der Fall war. Ihr gab die spanische Mode eine so steife und abgezirkelte Hülle, daß erst vom Ohrläppchen aufwärts der eigentliche Inhalt zum Vorschein kam. Keine Spur der Gliedmaßen ist zu erkennen, Ober- und Unterkörper werden zu Kegeln gepreßt, die mit den Spitzen aufeinander gestellt scheinen, keine Falte entstellt die geometrische Regelmäßigkeit. Die Taille schließt am Halse, um den sich die Kröse legt, Doppel-

Crispin de Passe, Margarete v. Valois, Königin von Navarra, erste Gemahlin König Heinrich IV. Radierung

ärmel, die oberen rückwärts herabhängend, deuten auf ein zweites inneres Kleid, das auch in einem dreieckigen Ausschnitt sichtbar wird, mit dem sich der obere Rock über dem unteren öffnet. Von Décolleté ist in Spanien selbstverständlich keine Rede; jede Frau kann, wie sie geht und steht, ins Kloster gehen. Um die angestrebte Form herauszubringen, wird alles wattiert und gepolstert und geschnürt. Den Oberkörper umschließt das Korsett wie ein Panzer; mit erbarmungsloser Härte drückt das Planchette, das man anfangs sichtbar und oft schön gearbeitet trägt, die Weichteile in eine anormale Lage. Umsonst, daß die Ärzte, wie Ambroise Paré, dagegen protestieren und auf die schädlichen Folgen hinweisen. Der Rock muß ebenfalls gefüttert werden, um die glockenförmige Gestalt zu bewahren; erst versucht man es mit Filz, dann mit Eisenreifen, schließlich mit Stahlbügeln; im »Hoffartsteufel« heißt es, die Weiberröcke starren von Draht. Dazu trägt die Dame das kurze runde Mäntelchen des Herrn und sein Barett, manchmal, aber nicht immer Kniehosen und

farbige seidne Strümpfe, die Schuhe spitz und die Haare, schon der Kröse wegen, hochtoupiert.

In dieser Form kam die Mode über die Pyrenäen, um sich in den Ländern diesseits des Gebirges mehr oder weniger zu modifizieren. In Frankreich hatte sich, seit Franz I. die vornehme Damenwelt in seine Umgebung gezogen hatte, ein glänzendes Hofleben entfaltet, ein Reflex desselben wird in der französischen Mode sichtbar. Die Königin Eleonore, eine Schwester Karls V., hatte spanisch-portugiesische Schnitte eingeführt, Katharina von Medici, erst Dauphine, dann Königin, begünstigt den italienischen Einfluß, und eine Fülle schöner, eleganter und galanter Frauen wetteiferte im Erfinden und Ausprobieren von allerhand Neuigkeiten. Als Katharina von Medici Witwe geworden war, legte sie zwar für sich persönlich die schwarze Farbe nicht mehr ab, ihre Töchter aber, vor allem Margarete, Königin von Navarra, ergriffen das Szepter der Mode nur um so lieber. Margarete von Valois muß eine besondere Gabe für die Toilette besessen haben. »Unsere schöne Königin«, schreibt Brantôme, »mochte einen Hut oder eine Haube oder einen großen Schleier tragen, so wußte man nie, in welchem Kopfputz sie am schönsten sei.« So war am Hofe nichts Mode, als was sie trug. Als ihre Mutter sie dem Gemahl zuführte und beide in Cognac Abschied voneinander nahmen, bemerkte Margarete, wenn sie zurückkomme, so werde sie ohne Kleider erscheinen, nur mit Stoffen und einer Schere, um sich nach der Mode anzuziehen. »Ach,« gab ihr Katharina zur Antwort, »der Hof wird ja doch immer nur Dir folgen«. Ihr Beispiel wirkte nach zwei Richtungen. Sie konnte sich einmal nicht mit den hochgeschlossenen Taillen befreunden, »sie bedeckte«, bemerkt Brantôme, »nie ihren schönen Hals und Busen«, und sie war sehr farbenfreudig. Sie trug zwar auch die Kröse, aber sie ließ sie vorn offen, so daß sie den viereckigen Ausschnitt umrahmte, eine Mode, die ebensoviel Beifall wie Nachfolge fand. Die Stoffe, die sie bevorzugte, waren so bunt wie reich und kostbar, die Brokate, die sie wählte, sollen die Elle 100 Taler gekostet haben. Als eine polnische Gesandtschaft kam, ihrem Bruder Heinrich die Krone anzubieten, trug sie Robe und Barett von rosa spanischem Sammet, mit Federn und Steinen reich garniert; der Eröffnung der Ständeversammlung in Blois wohnte sie in einem Kleide bei, das auf schwarzem Grunde ein orangefarbenes Muster zeigte. »Niemand hörte dem König

Margarete von Valois

zu,« schreibt Brantôme, »jeder sah nur sie an«. Zu der Zusammenkunft mit König Heinrich legte sie drap d'argent und taubengraue Seide an, darüber einen weißen Schleier, »sie sah nicht wie eine Königin aus,« läßt sich der begeisterte Brantôme vernehmen, »sondern wie eine Göttin«. Einmal brachte ihr der französische Gesandte aus Konstantinopel ein Kleid von Goldbrokat mit von außerordentlicher Schwere, »eine andere als eine so vornehme Prinzessin wäre unter der Last erlegen«. Margaretes Schwester Elisabeth, die das wenig beneidenswerte Glück genoß, den spanischen Thron an der Seite Philipps II. teilen zu dürfen, sie ist die Königin in Schillers Don Carlos, hätte es ihrer Schwester von Navarra gern gleich getan, aber der spanische Hof war nicht der französische. Sie fand 1559 in ihrem Trousseau 23 kostbare Roben, darunter vier von Goldstoff, aber was nutzte ihr ein solcher Vorrat, wenn sie nicht einmal die Freiheit besaß, den Schnitt ändern zu dürfen? Was halfen ihr die hübschesten Einfälle, wenn dem Hof verboten wurde, dem Beispiel der Königin zu folgen? Als sie 1565 mit ihrer Mutter in Bayonne zusammenkam, wurde ihr zwar gestattet, ihren Anzug ganz nach ihrem Wunsch einzurichten, die Hofdamen und Kavaliere des Gefolges durften sich aber keine neuen Kleider für diese Gelegenheit anschaffen. In dieser Öde half sich die Königin, wenn man Brantôme Glauben schenken will, auf eine ebenso wunderliche wie verschwenderische Art, sie zog keine ihrer Roben mehr als einmal an!? »So reich und kostbar wie ihre Kleider auch waren, das bescheidenste kostete 300—400 Taler,« schreibt dieser unterhaltende Chroniqueur, »sie trug doch keins mehr als einmal, für jeden Tag hatte sie eine neue Robe«. Sehr überraschend, aber ganz gewiß nicht wahr, eine derartige Verschwendung hätten selbst die Goldflottillen Westindiens nicht ausgehalten und die spanischen Finanzen waren schon seit Karl V. nicht mehr in Ordnung.

Königin Isabella von Spanien

Sonst hat sich die französische Mode unter den letzten Valois und dem ersten Bourbon nicht von der spanischen unterschieden; man öffnete das Oberkleid ebenfalls über einem Unterkleide von anderem Stoff und anderer Farbe und bevorzugte die schweren Gewebe, die den Wunsch nach dem Fassonhalten des Rockes unterstützten. Gabrielle d'Estrées, die Geliebte Heinrichs IV., besaß u. a. ein Kleid, das 800 Taler

Unbekannter Meister, Königin Elisabeth von England
Sammlung des Herzogs von Devonshire in Chatsworth

Tizian, Bildnis einer vornehmen Dame mit dem Flohpelzchen in der Hand Gemäldegalerie, Dresden

gekostet hatte, eine Summe, die damals hingereicht hätte, zwei Kutschen und acht Pferde zu kaufen. Die Schleppe kam nur bei den allerseltensten Gelegenheiten zum Vorschein; daß die Erzherzogin Elisabeth bei ihrer Trauung mit König Karl IX. eine Schleppe von 20 Ellen an ihrem Kleide gehabt hatte und die Damen des Gefolges, die sie tragen mußten, Schleppen von 5—7 Ellen, ist eine solche Ausnahme, daß sie immer und immer wieder berichtet wird.

In England hielt die spanische Mode ihren Einzug, als die blutige Maria Philipp II. ihre Hand reichte, aber sie war alt, kränklich und hatte andere Sorgen als die um Putz und Tand. Ganz anders stand es um ihre Schwester, die jungfräuliche Königin. Elisabeth war keineswegs hübsch, machte daher um so größere Ansprüche darauf und war selbst für eine gekrönte Frau ungewöhnlich eitel und putzsüchtig. Der schottische Gesandte, Sir James Melville, berichtete 1564 aus London nach Hause: die Königin tanze vor ihm, zeige sich ihm täglich in neuen Gewändern, lasse ihr goldenes Haar bewundern und fordere, ebenso schön gefunden zu werden wie ihre Rivalin auf dem schottischen Thron. Sie unterstützte ihr Aussehen durch alle Künste der Toilette, besaß 80 Perücken und ihre Kleider und ihr Schmuck waren so wohl im Stande, daß sie fremden Reisenden als Sehenswürdigkeit gezeigt wurden;

Königin Elisabeth von England

bei ihrem Tode fanden sich in ihrer Garderobe 6000 Kleider. Die Luxus-Ordnung, die sie 1579 erließ, verbot ihren getreuen Untertanen all die Toilettenstücke, die die Königin selbst trug, wie die Kröse, den Reifrock und andere schöne Dinge. Soweit sich der Anzug Elisabeths nach den Bildern beurteilen läßt, die von ihr erhalten sind, gefiel sie sich in gewissen Übertreibungen an Schnitten und Zutaten, die zu ihrer Zeit freilich weniger aufgefallen sein werden als heute. Der Reifrock erhielt eine Figur, die ihn einer kleinen Tonne annäherte, die an und für sich schon recht umfangreiche Kröse wurde durch sonderbare halbmondförmige Scheibenflügel noch mehr verbreitert, das Gewand mit Schmuck förmlich gepflastert. In einem solchen Aufputz sah sie z. B. Lupold von Wedel 1584. »Die Königin war in Trauer,« schreibt der pommersche Reisende, »schwarz Sammet mit Silber und Perlen gar kuniklich gestickt, sie hett umhenget ein silber Stücke, welches durchaus locherich und durchsichtig, dergestalt, als man eine Leinewant durchaus mit hohlen Näthen benähet, doch hat es einen Schein von sich gegeben, als were es durchaus mit Flittern besetzt. Solches ist ihr über ihre Kleider wie der Rock lang gehangen«. Je älter Elisabeth wurde, je

Enea Vico, Französische Dame *Radierung. B. 214*

mehr nahm ihre Putzsucht zu. Hans Jakob von Breuning sah sie 1595 erstmals »in ein silbern Stückh bekleidet mit herrlichen Cleinnotten, ohnsäglichem Geschmuck geziert, eine Perlenkrone auf dem Haupt«. Als er ihr vorgestellt wurde, trug sie »ein guldin stückh mit rothem Boden, auf dem Haupt die gewöhnliche Königliche Perlenkrone. Vornen uff der brust waren I. M. bloß und hatten um ein par langh durchgearbeitet oder durchsichtig Krös, darauff vornen eine abscheuliche große schwarze spinnen gesetzt, anderst nit, als wenn sie natürlich und das leben gehapt«. Im dritten Jahr ihrer Regierung hatte die Königin von Mrs. Montague ein Paar schwarze gestrickte Seidenstrümpfe zum Geschenk erhalten, an diesen hatte sie soviel Gefallen gefunden, daß sie seit der Zeit keine andern mehr trug.

Elisabeth hatte Verbote hinsichtlich der Moden erlassen können, das war ihr unbenommen, diese Verbote durchzuführen durfte ihr ebenso unmöglich gewesen sein, als es vor ihr und nach ihr andern Regierungen gewesen ist. Die Engländerinnen trugen doch spanische Moden, ausländische Schnitte und teure Stoffe. »Die Schnitte der Röcke wie der Ärmel«, schreibt Philipp Stubbs, »sind ebenso verschieden wie die Farben und ändern sich mit dem Mondwechsel«. Der gleiche Sittenprediger rügt auch die Kostbarkeit der Stoffe: Sammet, Atlas, Grosgrain, Taffet, Tuch, von denen die Elle 10—40 sh. kosten könne.

Maria Stuart

Neben Elisabeth regierte noch eine Königin auf der englischen Insel und sicher hätte Maria Stuart die Rolle einer Herrscherin im Gebiete der Eleganz und der Mode besser gelegen als der englischen Cousine und Feindin. Sie war seit ihrem sechsten Jahr am französischen Hofe erzogen worden und hatte eine Schule weltläufiger Bildung hinter sich, als Elisabeth noch immer die argwöhnisch bewachte Gefangene der eigenen Schwester war. Kaum neun Jahre alt, erhielt sie von Katharina von Medici eine fürstliche Ausstattung, 16 vollständige Staatsroben und dazu Ketten, Gürtel und andere Schmucksachen in solchem Überfluß, daß drei große Blechkisten sie nicht zu bergen vermochten. Als sie Witwe geworden, ihre Residenz nach Edinburgh verlegen mußte, kam sie sich gewiß wie in der Verbannung vor; alle Freuden des Lebens, wie sie sie verstand, und dazu gehörten selbstver-

Federigo Zucchero, Königin Elisabeth von England
Hatfield-House

Schule des François Clouet, Maria Stuart — *Eremitage, Petersburg*

ständlich schöne Kleider, wurden ihr durch die Anpöbelungen von Knox und andern zelotischen schottischen Pfaffen verleidet. Sie kam, als sie am 16. Mai 1568 über den Solway flüchtete und sich in den Schutz ihrer Cousine begab, so von allen Notwendigkeiten des Daseins entblößt, in England an, daß sie Elisabeth direkt darum bitten mußte, ihr mit Garderobe auszuhelfen. Da hatte sie allerdings Gelegenheit, die Trägerin der englischen Krone gleich von ihrer schwächsten Seite kennen zu lernen. Elisabeth schickte ihr zwei alte Kleider, zwei Paar getragene Schuhe und ein Stück Sammet, mehr von ihren Vorräten herzugeben, konnte sie sich nicht entschließen. In ihrer langjährigen Gefangenschaft brauchte sie dann wenigstens nicht ganz auf die Mode zu verzichten. Knollys berichtet bewundernd, daß Mary Seton die Königin in »künstlichen Locken wie eine Perücke« frisiert habe, aber vielleicht täuschte er sich und es war wirklich eine Perücke, die er sah. Zu ihrer Hinrichtung am 8. Februar 1587 legte Maria Stuart eine Robe von schwarzem Sammet über einem Unterkleid von purpurrotem Sammet an, der Henker entfernte in roher Weise Wams und Untertaille, so daß Hals und Brust entblößt wurden. Als das Haupt gefallen war, ergriff es der Henker an den Haaren, um es hochzuheben und zu zeigen, da blieb ihm eine Perücke in der Hand und der kahle Kopf rollte in den Sand. Die Stuarthaube, die nach der unglücklichen Schottenkönigin genannt zu werden pflegt, ist natürlich nicht von ihr erfunden worden, sondern bildete in der kleidsamen Umrahmung, die sie dem Gesicht zuteil werden ließ, einen Putzartikel, der von den französischen Damen ebenso gern getragen wurde, wie von den englischen.

Italien In Italien hat man sich von den Diktaten der spanischen Mode ebenfalls emanzipiert, die Damen konnten sich durchaus nicht dazu entschließen, auf das Décolleté zu verzichten und selbst das strenge Gebot Innozenz IX., der 1591 allen Frauen befahl, Hals, Busen und Arme zu bedecken und durchsichtige Stoffe nicht als Verhüllung betrachtet wissen wollte, hat die Vorliebe für den Halsausschnitt nicht zu beseitigen vermocht. Der viereckige Ausschnitt ging vorn ziemlich tief hinunter und nur rückwärts deckte die hochstehende Kröse den Kopf wie eine Mauer. Der Schnitt des Kleides näherte sich dem spanischen, nur haben die Italienerinnen sich nicht

Zuccaro, Maria Stuart *Sammlung des Herzogs von Devonshire in Chatsworth*

Ant. Moro (?), Junge Patrizierin, 1561 Galerie, Karlsruhe

so spitz geschnürt wie die spanischen Damen und den oberen Rock, der sich auch bei ihnen über dem unteren öffnete, gern etwas länger getragen. Die Ärmel sind doppelt, die des Unterkleides geschlitzt und gepufft, die des Oberkleides lang und offen herabhängend, sie waren das Element, das der Phantasie und der Abwechslung am stärksten zugänglich war. Jede Stadt hatte ihre Besonderheiten, von denen die der Venezianerinnen deswegen am meisten bekannt geworden sind, weil sie durch ihr Auftreten die fremden Reisenden frappierten. Sie erschienen auf der Straße, verstehe Markusplatz, nur auf hohen Stelzen, die ihren Gang derart behinderten, daß sie sich nur fortbewegen konnten, wenn sie auf beiden Seiten gestützt wurden. Im großen ganzen zeigten sich überhaupt nur die Kurtisanen öffentlich, wirkliche Damen konnte man nur an den Fenstern oder auf den Balkons ihrer Paläste sehen und vielleicht fand Montaigne deswegen, daß man nirgends so wenig schöne Frauen sähe wie in Italien. Auch in der Frisur schlugen die italienischen Damen neue Wege ein. Während Spanierinnen, Französinnen, Engländerinnen, Deutsche sich nie in bloßem Kopfe zeigten, sondern entweder Baretts oder Hauben trugen, war die Italienerin die erste, die auf diese Beschränkung Verzicht leistete und es wagte, sich mit ihrem Haar zu präsentieren. Sie trug es offen, in langen Locken, wenn irgendmöglich blond, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts halbmondförmig über der Stirn arrangiert,

was man a corna hieß. Es war eine Frisur von sorgfältig gebrannten kleinen Löckchen, in die Perlen eingeflochten wurden, Kämme, Zitternadeln u. dgl. Schmuckstücke bereicherten sie mit dem Glanze von Juwelen. Kostbare Stoffe standen den italienischen Damen in reicherer Auswahl zu Gebote als anderswo, sie saßen ja an der Quelle der Fabrikation. Auf die Garnierung, die natürlich mit den köstlichen Geweben in Einklang stehen mußte, wurde von jeher in Italien großer Wert gelegt. So hatte sich z. B. die Herzogin Eleonore von Urbino, als sie sich 1510 in Rom aufhielt, von einem der ersten Künstler ein Kleid entwerfen lassen, das aus schwarzem Sammet mit Verzierungen aus gehämmertem Gold bestehen sollte. Der Ausputz kam ihr auf 900 Dukaten zu stehen und doch machte diese Modeschöpfung keinen Eindruck, weil der Goldschmied seine Sache nicht verstanden hatte. Auch das Spiel mit beziehungsreichen Devisen, Symbolen und Mottos erstreckte sich auf die Toilette. In Pavia machte der Marschall von Foix einer Dame der Aristokratie sehr lebhaft den Hof. Um ihren Anbeter von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen zu überzeugen, legte sie auf dem nächsten großen Ball ein Kleid von himmelblauem Atlas an, das über und über mit einer Stickerei in Gold und Silber

Alonso Sanchez Coello, Vornehme Dame
Gemäldegalerie, Wien

bedeckt war, die brennende Lichter und daneben Schmetterlinge mit versengten Flügeln zeigte. Heinrich III. zu Ehren, der auf seiner Flucht von dem polnischen Thron 1574 Venedig berührte, veranstaltete die Signorie ein Fest, auf dem die schönsten Damen der Stadt, alle weißgekleidet, mit ihrem köstlichsten Schmuck erschienen; der entzückte Monarch, der ja Sachkenner war, schätzte jede Toilette auf mindestens 50000 Taler.

Deutschland Verhältnismäßig die wenigsten Abweichungen von dem spanischen Modell sind in Deutschland festzustellen, wo die Frauen die Schnitte übernahmen, aber sich deswegen doch von manchen Eigenheiten der heimischen Tracht, wie der Schaube, nicht trennen mochten. Moralisten und Satiriker der Zeit sind sich einig darin, die Deutschen des 16. Jahrhunderts als besonders versessen auf Kleiderprunk darzustellen; Konrad Pellicanus konnte sich nicht zu einer Heirat entschließen, denn »die Putzsucht und das wenig sittsame Auftreten der Züricher Frauen und Jungfrauen erregten mein Mißfallen,« schreibt er. Die Vorliebe scheint allen Ständen gemein gewesen zu sein, denn Johann Strauß bemerkt mißbilligend: »manche Dienstmagd geht dermaßen her, daß sie es wohl einer reichen Bürgerstochter zuvor thut«. War diese Sinnesart wirklich vorhanden und war sie in Deutschland wirklich stärker ausgeprägt als in andern Ländern, so mußte sie allerdings der Aufnahme fremder Moden besonders günstig sein. Dazu haben dann die vielen kleinen deutschen Höfe noch ein übriges getan; an ihnen erschienen die ausländischen Moden zuerst und verbreiteten sich, von vielen kleinen Zentren ausgehend, strahlenförmig über Land und Leute. In Deutschland selbst galten die Sachsen für putzsüchtig, wenigstens schreibt der Verfasser der Zimmerischen Chronik, als er auf Andreas von Könneritz, »ein recht seidins Mendle, herausgestrichen und gebutzt«, zu reden kommt: »der Sachsen und insonderheit der Meißner Art und Manier ist es, daß sie viel auf die Kleider und hoffart legen«.

Vermümmelung Seit dem vierten Jahrzehnt des Jahrhunderts beobachtet man, daß die Formen der weiblichen Tracht steifer werden und sich im Umriß dem spanischen Vorbild nähern. Es ist von keinem Décolleté mehr die Rede, im Gegenteil tritt das ein, was man in Deutschland halb ironisch die »Vermümmelung« nannte,

d. h. die Frau verhüllte sich wie eine Nonne. Sie liebt die Öffnung des oberen Rokkes über dem unteren und wählt beide gern von schönen und reichen Stoffen. Im Nachlaß der 1572 gestorbenen Königin Katharina von Polen, einer geborenen Erzherzogin von Österreich, fanden sich Unterröcke von Goldbrokat, Silberbrokat, rotem, braunem und schwarzem Sammet, Atlas und Taffet, die Janker und Bruststücke dazu assortiert, denn man ließ den Stoff des Unterkleides z. B. an den Ärmeln gern wieder zum Vorschein kommen. Die Ärmel des Oberkleides wurden als bloße hängende Zieraten behandelt, anfänglich wohl mit einer Puffe an der Schulter angesetzt, die erst verschwand, als die Kröse einen Umfang annahm, der keine Hindernisse in ihrer Nähe duldete. Darüber trug die Frau eine Schaube, die aber eine Kürze erreicht hatte, daß sie mehr einem Jäckchen glich als einem Mantel; man nannte sie »Harzkäpplein« oder das spanische Mäntelchen, das knapp bis zur Taille ging. Hans von Schweinichens erste Frau, eine geb. von Schellendorf, hinterließ vier Mäntlein von Sammet, Grosgrain, Damast und Wolle mit Marderfutter, ein ziemlicher Luxus für eine schlesische Landedelfrau. Statt des Baretts nimmt die Frau die spanische Toque an, sehr klein, sie schwebt manchmal auf den Köpfen, anzusehen wie das

Enea Vico, Flandrische Bürgersfrau Radierung. B. 212

Unbekannter Meister der Kölnischen Schule, Vater mit vier Söhnen — *Pinakothek, München*

Tipferl auf dem i. Dadurch verdeckt sie das Haar nicht mehr so völlig wie die früheren Moden, man darf es jetzt sehen und man gewahrt mitunter lange Zöpfe.

Ausputz Der Anzug des Herren wie der Dame besaß außer den mannigfachen Übereinstimmungen im Schnitt noch einen gemeinsamen Zug, das war der reiche, man darf wohl sagen, überreiche Ausputz. Die starken Effekte kostbarer Stoffe, die mit andersfarbigen unterfüttert waren, wurden noch gehoben durch Goldstickerei, Besatz mit Posamenterie und Spitzen und namentlich durch Perlen und Edelsteine, die in solcher Fülle

Unbekannter Meister der Kölnischen Schule, Mutter mit vier Töchtern *Pinakothek, München*

verwendet worden sind, daß man selbst die zuverlässigsten Berichte darüber oft nur mit Kopfschütteln liest. Beide Geschlechter waren in dieser Mode gleich ausschweifend und haben sich im Anbringen von Zierstücken gar nicht genug tun können. Der deutsche König Maximilian besaß 1550 einen schwarzen Sammetrock mit 24 großen und 54 kleinen goldenen, schön gearbeiteten Knöpfchen, »in Hispania gemacht«; ein junger Stutzer, wie Veit Konrad Schwarz aber, übertrifft ihn, denn er läßt sich 1560 ein wollenes gestepptes Leibröcklein machen und mit 8 Dutzend Knöpfen besetzen. König Franz I.

Paris Bordone, Bildnis einer vornehmen Venezianerin
Palazzo Rosso, Genua

bestellte bei dem Juwelier Jacques Polin 13600 goldene Knöpfchen, um einen Anzug von schwarzem Sammet damit zu besetzen, und sein Enkel, Heinrich III., ließ sich 1583 auf einmal 18 Dutzend große Knöpfe von Silber in Gestalt von Totenköpfen anfertigen; Erzherzog Ernst erbte von Kaiser Maximilian II. 5 Dutzend goldene Plattenknöpfe und hinterließ 10 Dutzend Kristall- und nochmal ebensoviele andere Knöpfe. Die in Spanien gefertigten waren ganz besonders geschätzt. Kaiser Rudolf II. bestellte sich 1589 solche in Madrid, wo sie in Sortimenten von 52 oder 60 Stück verkauft wurden; der Gesandte, Frhr. von Khevenhüller, empfahl namentlich die mit Diamanten. Königin Katharina von Polen hinterließ 5 Dut-

zend goldene Knöpfe mit Rubinen und Diamanten, die (nach dem Vorkriegswert) auf etwa 15000 M. taxiert wurden. Im Nachlaß des Erzherzogs Karl von Steiermark fanden sich 186 spanische emaillierte Knöpfe. Hans Meinhard von Schönberg besaß 42 goldene Wamsknöpfe, von denen jeder mit sieben Diamanten besetzt war. Auch die Schleifen, mit denen Hosen oder Ärmel angenestelt wurden, erhielten Zierate von edlen Metallen. Königin Margarete von Navarra empfing als Geschenk von ihrer Schwägerin »Steften« von Gold, die mit Perlen und Edelsteinen so reich besetzt waren, daß einzelne Stücke auf 100 Taler zu stehen kamen. Das Inventar des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, das 1569 aufgenommen wurde, verzeichnet 284 lange, goldene Steften, jeden mit drei Perlen. *Knöpfe*

Damit nicht genug; man besetzte Wams, Ärmel und die Kleiderröcke der Damen mit kleinen goldenen Zieraten, mit denen der Stoff förmlich übersäet worden ist. Rosen waren dafür beliebter als alle andern Formen, es hat aber auch nicht an sehr wunderlichen Objekten gefehlt. Im Nachlaß des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser fanden sich gegen 2000 goldene Rosen, emailliert oder mit Perlen, Saphiren, Rubinen und Diamanten besetzt; König Maximilian schenkte 1557 seiner Schwester, der Königin von Polen, 100 goldene Rosen, jede mit drei Schlangen in Emaille verziert. Erzherzog Ernst hatte 292 goldene Rosen sein eigen genannt. Wie gesagt, Rosen waren die beliebteste Garnitur, die Phantasie aber hatte freien Spielraum. Kardinal Albrecht von Mainz besaß solche »Heftlein« in der mannigfaltigsten Form von Vögeln, Hirschen, Adlern u. dgl., die Heftlein mit Elefanten wurden in seinem Nachlaß auf 47—54 fl., andere dagegen mit 200—550 fl. veranschlagt; (immer mit etwa 10 multiplizieren, um auf den Vorkriegswert der Mark zu kommen). Das schon erwähnte Nachlaß-Inventar der Philippine Welser nennt als derartige Garnituren noch: 191 goldene Schildkröten mit Türkisen besetzt, 30 goldene Laubfrösche, 136 goldene Eidechsen, 47 goldene S, 956 goldgefaßte Granatkugeln und andere Dinge. Den stärksten Verbrauch machte man an Perlen. Ganze Perlenröcke sind in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nicht mehr in Mode; im Besetzen der Kleider und Aussticken der Muster mit Perlen aber hat man Außerordentliches geleistet. Die römische Königin Anna erhielt 1545 an einzelnen Perlen *„Heftlein“*

Giovanni Antonio Fasolo, Bildnis einer Venezianerin

Gemäldegalerie, Dresden

zu diesem Zweck 3384 Stück; das Inventar des Erzherzogs Ferdinand vom Jahre 1569 zählt die Perlen nur bis 6000, der große Rest wird nur nach dem Gewicht angegeben. Königin Katharina von Polen besaß 1000 Perlen und man begreift, daß bei dieser vogue der Perlen Benvenuto Cellini sich die Herzogin von Toskana zur Feindin machen mußte, als er dem Herzog abriet, die von ihr gewünschten Perlen zu kaufen. Man hielt so viel auf sie, daß man sie, in abergläubischen Vorstellungen befangen, zu Tinkturen verarbeitete, denen man eine übernatürliche Heilkraft zuschrieb. Papst Clemens VII., der 1534 starb, soll in den letzten 14 Tagen seiner Todeskrankheit für 40 000 Dukaten pulverisierte Edelsteine und Perlen als Medizin geschluckt haben.

Dieser Ausputz machte die Kleider, die ohnehin von schweren Geweben angefertigt wurden, sehr gewichtig; Gabrielle d'Estrées, die schöne Freundin Heinrichs IV., besuchte 1594 die Taufe des Sohnes der Frau von Sourdis in einem Kleid von schwarzem Atlas, das so mit Perlen und Edelsteinen bedeckt war, daß sie sich darin nicht aufrechthalten konnte. Montaigne fiel es in Italien auf, daß die Kleider der Damen voller Perlen und Edel-

Unbekannter Meister der französischen Schule, Maria Stuart
Prado, Madrid

steine seien; Philipp II. von Spanien soll seiner putzsüchtigen Frau, der Königin Elisabeth, einmal eine große Schüssel Salat geschickt haben, in der Smaragde die grünen Blätter, Topase das Öl, Rubine den Essig und Perlen und Diamanten das Salz vorstellten.

Schmuck

Man trug außerdem noch enorm viel Schmuck, sowohl Herren wie Damen; Ohrringe, Halsketten, Fingerringe, Armbänder waren beiden Geschlechtern gemeinsam; König Franz I. ließ sogar seine Sporen von massivem Golde machen. Luther nennt einmal in seiner drastischen Art das Weib ein »tolles Thier, das mit Schmuck nicht zu ersättigen«, sieht man aber die Bilder an, so überzeugt man sich, daß der Reformator sein Urteil getrost

auch auf den Mann hätte ausdehnen dürfen. Sie behingen sich nicht weniger mit Ketten, 2, 3 Kolliers um Hals und Schultern sind eine häufige Erscheinung. In den Ausstattungen fürstlicher Bräute spielte der Schmuck eine große Rolle, er stellte einen Teil der Mitgift dar und es haben sich oft genug böse Streitigkeiten über denselben erhoben. Er wurde als Notpfennig betrachtet, den man gelegentlich versetzen oder verkaufen konnte. Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg überließ 1526 ihren ganzen Ausstattungsschmuck ihrem Bruder, König Christian II. von Dänemark als ein Pfandobjekt, darunter kostbare Stücke von größtem Wert. Karl V. verlangte nicht nur von seiner Schwester, der Königinwitwe von Portugal, daß sie ihm ihren Schmuck als Pfand übergebe, sondern forderte auch den Markgrafen Johann von Brandenburg, der damals Statthalter von Valencia war, auf, ihm seine Kleinodien und die seiner Frau darzuleihen; er, der Kaiser, müsse Geld aufnehmen zum Kriegführen. Wohl oder übel mußte der Markgraf 12 Kleinode, die über 24,000 Dukaten wert waren, hergeben. Als Graf Christoph von Oldenburg sich zum Herren Dänemarks gemacht hatte, forderte er 1535 auf einem Landtag in Kopenhagen vom dänischen Adel das Geschmeide seiner Frauen und Töchter, was er allerdings nicht durchsetzte, sondern die Krone, die er schon zu halten glaubte, darüber wieder aus den Händen verlor. Hans von Schweinichen wollte 1581 in Liegnitz seine Hochzeit recht vergnügt feiern, aber alle Freunde blieben aus, weil Mißgünstige die Vermutung ausgesprengt hatten, Herzog Heinrich werde die Gelegenheit benutzen, um dem Frauenzimmer allen Schmuck zu nehmen. Auch Privatleuten waren ihre Schmucksachen willkommene Versatzstücke; Graf Wolrad von Waldeck kam 1548 während des Augsburger Reichstages in solche Geldverlegenheit, daß er seine goldene Halskette für 220 Taler versetzte, und Hans von Schweinichen ist mehr als einmal genötigt gewesen, in der Not auf seine und seines trinkfreudigen Herzogs Schmuckstücke zurückzukommen. Prinzessin Anna von Preußen, die 1594 den Prinzen Johann Sigismund von Brandenburg heiratete, bekam z. B. 4 Halsbänder, 60 Ringe mit Rubinen, 48 Kreuzringe u. a., im Werte von 14,600 M. Der Gebrauch, einen großen Teil der Mitgift in Schmuck anzulegen, ging aber auf alle Kreise über; Sebastian Schärtlin von Burtenbach verheiratete z. B. 1541 seine Tochter mit Hans von Stammheim und gab ihr außer 4000 fl. in bar,

Paolo Veronese, Bildnis seiner Frau *Museum, Braunschweig*

an Kleidern und Kleinodien noch für 2000 fl. mit. Die Braut maß die Neigung ihres Bräutigams an dem Gewicht der Goldkette, die er ihr bei der Hochzeit um den Hals legte. Lukas Rem in Augsburg schenkte der seinen 1518 eine solche für 98 fl. (der Goldgulden besaß damals die Kaufkraft von etwa 50 M. Vorkriegswert); Joachim Brandis in Hildesheim gab Anna Kleineberg 1577 2 Goldketten, die eine für 27, die andere für 66 Goldgulden. Als er 1587 wieder heiratete, bekam seine zweite Frau eine Kette für 45 fl. und noch eine zweite für 105 Goldgulden. Herzog Friedrich von Liegnitz schenkte 1589 seiner Braut eine goldene Panzerkette im Werte von 300 ungar. Gulden, eine Perlenschnur für 700 Taler und ein Halsband für 800 Taler, an dem sich ein Anhänger für 200 Taler befand. Die Herren trugen ganz die gleichen Stücke wie die Damen, womöglich noch kostbarer. Kardinal Albrecht von Mainz besaß ein Halsband

François Clouet, Margarete von Valois, Königin von Navarra, erste Gemahlin Heinrich IV.

mit Diamanten, Rubinen, Perlen und Saphiren besetzt, das 13000 fl. wert war; man kann sich nach den Porträts, besonders denen von Lukas Cranach, ein Bild vom Aussehen dieser prächtigen Stücke machen. Sehr beliebt wurden auch die Uhren. Karl V. soll einen Ohrring besessen haben, der eine kleine Uhr mit Schlagwerk enthielt und sein Zeitgenosse, Heinrich VIII., pflegte seine Uhr an einer goldenen Kette um den Hals zu tragen, sie besaß aber nur den Stundenzeiger. Man stattete sie kostbar aus, Philippine Welser besaß eine Uhr, die mit Diamanten, Rubinen und Perlen besetzt war, und als Herzog Friedrich von Liegnitz sich den Kurfürsten von Sachsen verbinden will, schenkt er ihm 1593 eine Taschenuhr für 127 Taler. Zur Zeit der Königin Elisabeth galt in England das Tragen einer Uhr als besonders elegant; man machte sich interessant, wenn man seine Uhr in Gesellschaft aufzog; Shakespeare läßt Malvolio in »Was ihr

Taschenuhren

wollt« diese Handlung als eine besondere gentility hervorheben. Noch waren neben »Nürnberger Eiern« die Sanduhren nicht ganz aus der Mode gekommen; Matthäus Schwarz beschreibt einen seiner Anzüge, zu dem er am Knie eine Sanduhr trägt, und Graf Waldeck erhielt eine Reitpeitsche zum Geschenk, in deren Stiel sich eine Sanduhr befindet, mit Einteilung in Viertelstunden, der gütige Geber hatte sie im kurfürstlich-sächsischen Schlosse Torgau »gefunden«. Bei einem so starken Verbrauch und so großer Nachfrage konnte es natürlich nicht ohne Imitation abgehen, und vielleicht sieht manches im Abbild glänzender aus, als es in Wirklichkeit war. Selbst eine so berühmte Kurtisane wie die Römerin Tullia d'Aragona hinterließ einen Halsschmuck von vergoldetem Zinn und ein Perlenkollier, das mit unechten Diamanten besetzt war.

Die Toilette war mit den genannten Hauptstücken natürlich noch nicht vollständig, sie wurde durch allerhand Begleitstücke ergänzt. Um den Hals hatte die Dame gern einen Pelzkragen, den man »Flohpelzchen« nannte, weil man ihn dazu bestimmt glaubte, die lästigen Insekten anzulocken. Man stopfte sie aus in der Gestalt von Zobel, Marder, Iltis, Wiesel und stattete sie an Schnäuzchen und Klauen oft kostbar aus; Philippine Welser besaß ein Flohpelzchen in Zobelform mit ganz goldenem Kopf und Klauen, die mit Perlen, Rubinen und Diamanten besetzt waren. Auf italienischen Porträts aus der Mitte des Jahrhunderts sieht man sie häufig, meist an kleinen goldenen Kettchen befestigt, so, als führe die schöne Trägerin wirklich ein lebendiges Tierchen. In der Hand hält die Dame den Fächer, der auf den Bildern der Venezianer meist als kleines Fähnchen erscheint, der Faltfächer gehört erst dem 17. Jahrhundert an. In einzelnen Ländern, z. B. Frankreich und England, schützte die Dame das Gesicht mit einer Maske, die sie trug, wie etwa heute den Schleier. Sie war von schwarzem Sammet und wurde an einem Knopf im Munde festgehalten. In Italien fiel es Montaigne auf, daß die Damen keine Masken trugen wie seine Landsmänninnen, und auch die Deutschen haben diesen Gebrauch nicht angenommen; sie waren nicht wie die Französinnen daran gewöhnt, auf verbotenen Wegen zu wandeln und hatten nichts zu verbergen.

„Flohpelzchen"

Die Wäsche beschränkte sich auf das Hemd, aber es war keineswegs allgemein und wurde in den romanischen Ländern,

Wäsche

François Clouet, Karl IX., König von Frankreich, 1563

Gemäldegalerie, Wien

wo es des Klimas wegen am nötigsten gewesen wäre, am seltensten angetroffen. Es ist schon gelegentlich des Entstehens der Kröse erzählt worden, daß man sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts gern schön stickte; die römische Königin Anna besaß 1545 17 Hemden mit in Gold und Silber ausgenähten Krägen. Man hat einen Gebrauch von diesem Kleidungsstück gemacht, der absonderlich anmutet. Als die junge Herzogin von Liegnitz 1590 im Winter in ihrer Residenz einzog, empfingen sie die Schüler, die der fürstlichen Braut zu Ehren ihre weißen Hemden über die Kleider

François Clouet, Elisabeth von Oesterreich, Gemahlin Karl IX. von Frankreich *Louvre, Paris*

angezogen hatten, ein Anblick, der die Fürstin in Verwunderung setzte; sie glaubte nicht anders, als »daß die Knaben in der Kälte also bloß gingen«. In England scheint man mit diesem Stück der Wäsche einen besonderen Luxus getrieben zu haben; Philipp Stubbs wenigstens bemängelt, daß die Männerhemden jetzt 10 sh. bis 10 £ kosten könnten. In diesem Jahrhundert ist die Leibwäsche um das Taschentuch bereichert worden, das aus Italien stammt und daher auch seinen Namen

Ludger tom Ring d. J., Bildnis einer jungen Frau — *Konsul Weber, Hamburg*

»faziletlein« mitbrachte. 1510 ließ sich Anton Tucher noch ein Dutzend davon für 2½ fl. aus Lyon kommen. Das Taschentuch blieb ein kostspieliger Gegenstand und war den meisten so wenig vertraut, daß Erasmus von Rotterdam mahnt, man solle es auch brauchen. In England hat noch 1540 ein gewisser Nikolas Dyer in seinem Testament ausdrücklich bestimmt, wer der glückliche Erbe seiner beiden holländischen Taschentücher sein solle. Sie waren im Laufe der Jahrzehnte zu sehr kostspieligen Toilette-Artikeln geworden, Pierre de l'Estoile sah Gabrielle d'Estrées mit einem gestickten Taschentuch, das 1900 Taler gekostet hatte. Aus diesem Grunde wurde in Dresden 1595 den unteren Ständen verboten, sich Taschentücher zu schenken.

Kleiderordnungen

Diese Sorge um das Wohl der unteren Klassen zieht sich wie ein roter Faden durch die Kleiderordnungen des Jahrhunderts. Mit Erstaunen sahen die einen, mit Mißbilligung die andern, daß alle Standesunterschiede, soweit sie im Anzug zum Ausdruck kommen sollten, verschwanden. Dem reisenden Montaigne fiel in der Schweiz auf, daß in der Frauenzimmertracht kein großer Unterschied sei, um den Stand auszudrücken und in Schwaben bemerkt er, »an der Kleidung sind die Adligen nicht zu erkennen«. Was der große Skeptiker einfach konstatiert, erfüllt die deutschen Sittenprediger mit stärkstem Mißvergnügen. »Es ist jetzt kein Bürger so arm, kein Handwerksgesell und Pflugbengel so gering,« schreibt

Enea Vico, Deutsche Frau

Radierung B. 218

Milichius im Schragteufel, »daß er nicht wolle, Sammet und Seide tragen; Barchent, Harras und gemeines tuch ist alles zu schlecht worden«. Dieselbe Beschwerde wird in England laut, wo Stubbs klagt, daß es nicht mehr möglich sei, den Edelmann und den Bauern zu unterscheiden, denn beide trügen Sammet und Seide und jeder Bauer habe eine Riesenkröse ohne Rücksicht auf den Preis. So begleitet denn eine Reihe von Verboten die Moden, beginnend mit dem ersten Jahre des Jahrhunderts. 1500 wird auf dem Reichstag in Augsburg daran erinnert, daß alle Obrigkeiten unverzüglich die Bestimmungen auszuführen hätten, die der Reichstag in Freiburg 1498 hinsichtlich der Kleidung erlassen habe. Sie müssen sich wohl nicht sonderlich beeilt haben, denn der berühmte Reichstag in Augsburg 1530 fand sich bemüßigt, die An-

Deutschland

Luc. Cranach d. J., Porträt einer jungen Frau, 1564

Gemäldegalerie, Wien

gelegenheit ganz neu zu ordnen, »damit in jeglichem Stand unterschiedlich Erkenntnis sein möge«. So ging denn eine Kleiderordnung in die deutschen Lande, die Grafen, Edelleuten, Bürgern und Bauern bis in jede Kleinigkeit hinein genau vorschrieb, was sie selbst, ihre Frauen, Töchter, Mägde und Gesellen an Stoffen und Besätzen tragen und in welcher Art sie es machen lassen dürften. Nur den Landsknecht schloß das Gesetz von seiner Fürsorge aus, er war der einzige Deutsche, der sich kleiden durfte, wie es ihm gefiel. Wie immer, war auch diese Kleiderordnung ein Schlag ins Wasser; schon 1548 mußte der nächste in Augsburg tagende Reichstag die Verordnungen von 1530 in Erinnerung bringen, aber es blieb beim alten. Daran haben auch die zahlreichen Einzelordnungen der Länder und der Reichsstädte nichts geändert. Sie haben sich eine Zeitlang förmlich gejagt. Bremen hat binnen 50 Jahren seine Vorschriften viermal erneuert; Leipzig,

Lucas Cranach d. J., Markgraf Georg Friedrich von Sachsen, 1564

Nürnberg, Augsburg noch häufiger Gesetze gegen den Kleiderluxus der unteren Stände erlassen; die Befolgung ihrer Anordnungen haben sie nicht durchsetzen können, es blieb alles hübsch auf dem Papier. Die Magdeburger Schöffenchronik erzählt, daß man 1544 eine Kleiderordnung vorgenommen, fügt aber alsbald lakonisch hinzu: »werete aber nicht lang«, und auch die erneuerten Mandate von 1560 und 1570 wollten nichts fruchten. Klug geworden sind die Magistrate und Obrigkeiten durch den eklatanten Mißerfolg ihrer Bemühungen doch

Alonso Sanchez Coello, Don Carlos, Sohn Philipp II.
Prado, Madrid

nicht; sie haben diesen Kampf gegen die Windmühlen der Mode beharrlich und eigensinnig bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fortgesetzt.

Frankreich

Es war außerhalb der deutschen Grenzen natürlich dasselbe Schauspiel. König Franz I. erließ 1532 ein Edikt, das Geschäftsleuten Seidenstoffe zu tragen verbot, ihnen den Besatz mit Zobel untersagte und goldene Ketten nur dann dulden wollte, wenn sie weniger als 10 Taler kosteten. 1543 wurde Fürsten und Edelleuten geboten, fortan Gold- und Silberbrokat und Stickereien in echten Metallen den Prinzen von Geblüt zu überlassen, aber die Tatsache, daß alle diese Gesetze bereits 1547, 1549, 1561, 1573 wiederholt werden mußten, beweist, daß sie nichts genutzt hatten. Heinrich III. erließ 1587 von neuem ganz eingehende Bestimmungen darüber, welcher Klasse seiner Untertanen das Tragen von Brokat,

Pantoja de la Cruz, Isabella von Valois, Königin von Spanien, dritte Gemahlin Philipp II.

Prado, Madrid

Seide oder Sammet, Besätze oder Stickereien zuständen, welcher nicht, und doch mußte sein Nachfolger schon 1604 alle diese Paragraphen erneut einschärfen. Er tat es allerdings mit der äußerst witzigen Wendung, daß, wenn auch allen Franzosen das Tragen von Gold und Silber an ihren Kleidern untersagt bleiben solle, so wolle er zugunsten der Huren und der Spitzbuben eine Ausnahme machen, sie dürften tragen, was sie wollten, nach solchen Leuten frage er nichts.

England

In England unternahm König Heinrich VIII. den Kampf gegen den Luxus in der Kleidung. Gewisse Sorten Pelz wünschte er den Angehörigen der königlichen Familie vorbehalten zu sehen, roten oder blauen Sammet und Goldstickereien sollte niemand tragen, der nicht wenigstens ein Ritter des Hosenbandordens sei; so bestimmte er genau über Pelze, Stoffe, Schmuck, Besätze und bedrohte die Zuwider-

Antonis Moro, Kaiser Max II. *Prado, Madrid*

handelnden mit schweren Geldstrafen. Selbst diese schreckten nicht. Richard Onslow schreibt, die Londoner Schneider seien in die größte Verlegenheit geraten. Wenn sie sich unter Berufung auf das Gesetz weigerten, die Wünsche ihrer Kundschaft zu erfüllen, so suchten diese sich Kleidermacher außerhalb der Hauptstadt, die gefälliger waren und die Rücksichtnahme auf die königlichen Verordnungen beiseite setzten. Heinrichs Nachfolgerinnen und Töchter haben die Angelegenheit mehr ökonomisch betrachtet; die blutige Maria verbot allen denen das Tragen von Seidenstoffen, die im Jahre weniger als 20 £ auszugeben hätten; wer das kontrollieren sollte, und wie, hat sie aber nicht hinzugefügt, und Elisabeth hat zum Unterschiede von allen sonst bekannten Kleiderverordnungen, die immer nur negativ ausgefallen sind, eine ganz positive erlassen. Außer verschiedenen Verboten, die sich ganz auf den üblichen Pfaden bewegen, erließ sie auch ein Gebot, nämlich, daß jeder Engländer, um die heimischen Manufakturen zu unterstützen, gehalten sein solle, eine wollene gestrickte Mütze zu tragen, die von Shakespeare an mehr als einer Stelle erwähnte »statute cap«. Jeder Tag der Unterlassung solle mit einer Strafe von 3 sh.—4 sh. gebüßt werden.
Eine Differenzierung der Kleider nach der Gelegenheit, wie wir sie heute kennen, war nicht üblich, nicht einmal die Geist-

Alonso Sanchez Coello, Maria von Österreich, Gemahlin Kaiser Max II. *Galerie, Brüssel*

lichkeit befliß sich ihrer Amtskleidung. Die hohe Klerisei trug sich durchaus weltlich; als auf dem Nürnberger Reichstag von 1487 der Bischof von Augsburg in einem Anzug erschien, der seiner Würde angemessen war, machte er sich viele Feinde, denn seine Amtsbrüder, die gekleidet waren »wie Spielleute«, verdächtigten ihn als üblen Streber. Man trug sich, wenn man konnte, immer so schön und immer so bunt wie möglich, nur beginnt man allmählich, wie wir schon oben gesehen haben, für feierliche Gelegenheiten schwarz zu wählen. Das kommt z. B. in den Reichsstädten bei den Hochzeiten vor, für die sich Braut und Bräutigam sonst im allgemeinen farbig kleideten. Lukas Rem in Augsburg trägt 1518 beim Kirchgang schwarz Sammet, Wams und Hosen und einen hochzeitlichen Rock von schwarz Lindisch (englisch) Tuch mit Sammet verbrämt, während er seiner Braut Anna Ehaim

Ant. Moro (?), Don Juan d'Austria, Sohn Karl V. *Prado, Madrid*

schwarzen Damast für dieseGelegenheitschenkt und zum Besatz Goldtuch. Das gleiche tun Matthäus Schwarz in Augsburg 1538 und Hermann von Weinsberg in Köln 1548. Der Gebrauch aber schwankte. Ursula Freher in Nürnberg schreibt 1598 ihrem Bräutigam, Johann Adolf von Glauburg in Frankfurt a. M., als sie ihm ihre Toilettensorgen anvertraut: »wir werden vil grobe Nachrede verursachen, weil wir die Bräuche bei Euch drunten nit wissen, da es drunten anders ist als hier oben.« So ist sie ganz unsicher, ob der Schneider das Kleid für den Kirchgang von rotem Atlas oder schwarzem Damast anfertigen soll. Man hat im Westen und im Herzen Deutschlands sich auch für die Hochzeit nicht von der fröhlichen Farbe trennen wollen. Joachim Brandis in Hildesheim trägt 1577 am Brauttage »violen bruin Damasthosen und wamms mit braunem Taft durchzogen,« und auch seine Verlobte, Anna Kleineberg, legte dazu braunen Damast an. Hans von Schweinichen wählt 1581 für sich und seine Braut grünseidenen Atlas mit Silberzindel unterlegt. Auf der sogenannten Nachhochzeit, die 8 Tage nach der Trauung des jungen Paares stattfand, legten Lukas Rem und Frau braunen Damast an, beide mit Schauben von grauem englischem Tuch,

Hieron. Wierx, Die drei Brüder Coligny *Radierung. Alvin 1885*

die mit schwarzem Sammet verbrämt waren. Joachim Brandis, der in Hildesheim den Polterabend feierte, trug aschfarbenes Wams und Hosen und eine schwarze Schaube von englischem Tuch; ein junger Pfinzing in Nürnberg 1591 auf der Nachfeier seiner Hochzeit weißen Atlas für Hosen und Wams.

Der gleichförmige Anzug, um den Ausdruck Uniform zu vermeiden, spielt auch im 16. Jahrhundert noch dieselbe große Rolle wie früher, wenn es galt, Zusammengehörigkeit, sei es freundschaftlicher oder dienstbarer Art zu kennzeichnen. Man stellte sie auch bei verschiedenen Stoffen und Schnitten durch Devisen her. So trugen z. B. alle, die zum Hofstaat Kurfürst Friedrichs *Uniform*

Nicolas de Neuschâtel, Bildnis einer Dame
Sammlung Lord Spencer in Althorp

des Weisen gehörten, auf dem Ärmel eingestickt die Buchstaben V D M I E, was eine Abkürzung des Spruches Verbum Domini Manet In Eternum war. Auch Landgraf Philipp von Hessen gab dieses abgekürzte Symbol seinem Gefolge auf die Ärmel. Als er mit den Seinen 1530 in Augsburg einzog, lösten, wie Clemens Sander erzählt, »die alten Christen« die Abkürzung aber in ganz anderem Sinne auf, denn sie lasen: Vnd Du Mußt Ins Elend. Auch Leonhart Widmann sah das Motto des evangelischen Landgrafen nicht mit freundlichen Blicken; als Philipp 1541 nach Regensburg kam, bemerkt der Chronist zu der Stickerei: »ja, aufm ärmel, und im herzen nichts dann raub, mordt und brandt, o des Wortes Gottes«. Meist aber wählte man gleiche Stoffe und Schnitte, die ja viel leichter kenntlich machen, und Kurfürst August von

Jost Amman, Deutscher Landsknecht in der Pluderhose
Holzschnitt aus Fronspergers Kriegsbuch, Frankfurt 1571

Sachsen ordnete z. B. 1568 an: »Es soll auch jedes Jahr ein gemalt Menlein an die Hofstuben angeschlagen werden zu einem Muster, wie die Hofjunker ihre knechte kleiden lassen sollen, damit die Kleidung übereingemacht werde und sich im felde vergleiche.« Die Fürsten, deren Stellung ja in diesem Jahrhundert an Bedeutung so sehr zunahm, haben auf die Livrée ihres Hofes große Stücke gehalten. Konrad Pellicanus bewunderte in Rom die päpstliche Leibwache, »gleichmäßig gekleidet mit scharlachenen Hosen und schwarzsammetnen Wämmsern«, Schnitt und Farbe gelten ja noch heute als eine Erfindung Michelangelos. Karl V. kleidete sein Hofgesinde in Gelb mit aschfarbener Verbrämung; wahrscheinlich aus diesem Grunde gab auch der kaiserliche Parteigänger Schärtlin von Burtenbach 1544 den 60 Reitern seiner Leibwache gelbe Uniformen. Landgraf Philipp von Hessen wählte für seine Leute 1541 die graue, Herzog Philipp von Pommern

für die Seinen die grüne Farbe. Rabelais sah 1536 den Einzug des Kardinals Khlesl in Rom. »Sein Aufwand war größer als der des Papstes,« schreibt er. »Mehr als hundert Deutsche in roten Kleidern mit gelben Binden folgten ihm, auf dem rechten Ärmel in Stickerei eine Getreidegarbe mit dem Motto unitas«. Sogar die Herzoge von Liegnitz, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aus den peinlichsten Geldverlegenheiten nicht herauskamen, versäumten nie, ihrem Gefolge, wenn sie auf Reisen gingen, eine Art Hofuniform zu geben; 1574 schwarzen Sammet, die Hosen mit Doppeltaffet durchzogen, auf den Sammetstreifen goldene Rosen; 1575 erhalten sie roten Damast; 1591 zur Reise nach Berlin schwarz Sammethosen und Atlaswams mit weißen, silbernen und schwarzen Schnüren gebrämt, dazu einen Mantel von gutem Tuch; 1594 zur Hochzeit des Herzogs Anzüge von weißer Seide, mit rotem Sammet ausgeputzt und Tuchmäntel mit Sammet-Aufschlägen und breiten Schnüren. Aus dieser Sitte sind dann die Militär-Uniformen hervorgegangen; die Notwendigkeit, die Parteizugehörigkeit zu erkennen, hat schon in den französischen Bürgerkriegen dazu geführt, daß die Anhänger der katholischen Ligue rot wählten, während die Hugenotten weiße Röcke trugen.

Deutscher Hofherr. Stammbuchmalerei aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. (1580)
Lipperheide-Sammlung, Berlin

Jost Amman, Edelmann aus Burgund

Jost Amman, Adelige Dame aus dem Elsaß

Holzschnitt aus Hans Weigel, Trachtenbuch, Nürnberg 1577

Herren und Damen des 16. Jahrhunderts kleideten sich in die köstlichsten Stoffe, sie starrten von Sammet und Seide und Goldbrokat, sie waren geradezu gepflastert mit Edelsteinen und Perlen und sie — stanken wie die Pest. Der Ausdruck ist hart, aber er trifft entschieden nur das Richtige. *Reinlichkeit* Hieronymus Cardanus, der 1576 starb, schreibt in seinen Erinnerungen: »Männer und Frauen, auch solche, die zu gefallen pflegen, wimmeln von Flöhen und Läusen, andere stinken aus den Achselhöhlen, andere von den Füßen, die meisten aus dem Munde.« Ebenso meinte Agrippa d'Aubigné einmal, den französischen Edelmann kennt man schon von weitem an seinem schlechten Geruch. Der gänzliche Mangel an Körperpflege und Reinlichkeit hat erst im 16. Jahrhundert begonnen; bis zum Ende des 15. Jahrhunderts haben die öffentlichen Badestuben für die Sauberkeit des Körpers Sorge getragen. Die Badestuben aber wurden geschlossen, weil sie sich als Seuchenherde erwiesen. Die Neue Welt beschenkte die Alte, gewissermaßen als Quittung für ihre Entdeckung, mit der Lustseuche, sie hat ja mit den

Jost Amman, Bürgerfrau in Meißen
Holzschnitt aus Hans Weigel, Trachtenbuch Nürnberg 1577

wie bei ihrem Entstehen, traf natürlich nicht ein und die Heilkunst tappte bei ihren Versuchen völlig im Dunkeln. Die öffentlichen Bäder gingen ein, weil sie die Ansteckung förderten, und die Menschen, die gewöhnt gewesen waren, sich reinlich zu halten, verzichteten darauf oder vergaßen es. Man beschuldigte die deutschen Frauen, schreibt Graf Wolrad von Waldeck in seinem Tagebuch, daß sie sich höchstens ein oder zweimal im Jahr den Körper zu waschen pflegten und ob es um die Männer besser stand, bleibe dahingestellt; die schlesische Gesell-

Beweisen ihrer Dankbarkeit auch fernerhin nicht gespart und Europa die Reblaus, den Kartoffelkäfer und den Präsidenten Wilson geschenkt. Die Syphilis verbreitete sich wirklich mit Windeseile und spottete aller Gegenmittel. Die Vermutungdes Veroneser Arztes, Pietro Mainardi, der das Aufhören der Krankheit für das Jahr 1584 prophezeite, weil dann die Konstellation der Planeten die gleiche sein werde

Jost Amman, Edelmann aus Sachsen
Holzschnitt aus Hans Weigel, Trachtenbuch Nürnberg 1577

schaft der »Unfläter«, von der Hans von Schweinichen meldet, daß die Mitglieder sich verpflichteten, nie zu beten und sich nie zu waschen, läßt gewisse Zweifel in dieser Hinsicht berechtigt erscheinen. Man suchte dem üblen Geruch, der sich naturgemäß einstellte, durch starke Parfüms zu begegnen, und brauchte Moschus, Bisam, Ambra, Lavendel, Benzoe und andere aufdringliche Wohlgerüche im Übermaß; Andreas Masius tat ein Übriges, als er 1549 der Herzogin von Jülich aus Welschland »eine kleine Schachtel Seifen, die man im Frauenzimmer die haut zu waschen gebrauchet« mitbrachte. Beim bloßen Geruch ist es natürlich nicht geblieben, es stellte sich Ungeziefer ein und schon 1539 beklagt Joachim von Wedel in seinem Hausbuch, daß sich »sonderlich viel Läuse an den Menschen« erzeigten. Schließlich hat es sie nicht mehr geniert, sie wurden es gewohnt. Hans Ulrich Krafft, der unverschuldet eine lange Gefängnishaft abzubüßen hatte, erzählt, daß sich die Gefangenen damit unterhielten, einen Wettlauf unter ihren Läusen abhalten zu lassen. »Wann denn eine

Unbekannter Meister, Schule von Fontainebleau, König Heinrich III. von Frankreich
Louvre, Paris

Ungeziefer

H. Goltzius, Bildnis, 1582 B. 214

zu faul, ist ime erlaubt gewesen, eine andre herfür zu ziehen, ist einem aber nitt mehr dan zwo zugelässen worden.« Da erscheint es freilich nicht ganz unberechtigt, daß Galateus in seinem Büchlein von ehrbaren und holdseligen Sitten, das in Frankfurt 1597 erschien, vorschreibt: »Edle Knaben, die zu Tische aufwarten, sollen sich nicht am Kopf oder an andern Körperteilen kratzen, auch in die Schüsseln oder Trinkgeschirre nicht hinein niesen oder husten.« Die Bemerkung wirft ein hübsches Licht auf die Manieren,

Manieren

deren man sich befliß und man muß leider sagen, daß der deutsche Adel, der hohe wie der niedere, nicht nur keinen Anteil an den Ideen seiner Zeit nahm, sondern in Roheit und Unmanierlichkeit so etwas wie ein besonderes Merkmal echter Männlichkeit suchte. Auf dem Reichstag in Regensburg passierte es, daß während der Kaiser mit allen Fürsten die Messe hörte, Herzog Heinrich von Braunschweig in der Kirche mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg eine Rauferei begann. Auf einem Ball, den König Ferdinand 1526 in Augsburg gab, kam es unter den geladenen Gästen zu Mord und Totschlag, so daß die Königin mit ihren Damen die Flucht ergreifen mußte. Wenn Herzog Ulrich von Württemberg zu

J. J. Boissard, Drei römische Damen

Radierung aus Habitus variarum orbis gentium 1581

viel getrunken hatte, liebte er es, den Jagdhund zu spielen und die Tischgenossen mit wütenden Bissen anzufallen. Im Hause des Grafen Andreas von Sonnenberg herrschte die ansprechende Sitte, daß am letzten Fastnachtsabend nach dem Essen Hundedreck hereingebracht wurde, mit dem Herren und Damen einander scherzeshalber bewarfen. »Dieser Gebrauch,« bemerkt die Zimmerische Chronik, »ist zu unseren Zeiten abgestellt worden, dann die kleider und gemächer damit verwüstet werden.« Sich nach dem Essen mit den abgeknabberten Knochen und Gräten oder Brotrinden zu werfen, war eine Unsitte, die selbst an den Höfen nicht auszurotten war; häufig genug, Hans von Schweinichen ist Bürge, begannen die Junker bei Tische, sich mit den zinnernen Tellern und Kannen zu bombardieren. Überall! Lucas Geizkofler sah unmittelbar nach der Bartholomäusnacht, wie König Karl IX. im Palast des Bischofs von Paris am Michaelstag das Ordensfest beging. Bei dem Festmahl warfen sich die Herren mit Brot, Äpfelschalen, Traubenkernen u. dgl. »Der König«, so erzählt er, »hat sein tischfazenetlin in wein getunkt, einem gar alten Ritter on allen respekt seines grauen hohen alters unter die augen geworfen und damit seine köstliche kleid verderbt. In summa, es war gar kein königliche Hofweis oder Zucht, sondern schier ein leichtfertiges kindisches wesen, welches die Ritter sich mußten gefallen lassen. Sie hielten es gleichsam für ein gnad, daß er mit ihnen so fröhlich und vertraulich scherzete.« Auf der Hochzeit Georgs von Schweinichen 1580 traktieren sich Friedrich von Schellendorf und Herr von Kottwitz mit Maulschellen, daß es nur so kracht und als ein andermal die Herzogin von Liegnitz ihrem Mann widerspricht, »giebt er ihr ein gut Maulschellen, davon sie taumelt«.

Zucht und Sitte

Zucht und Sitte gewannen nicht dabei. »An Orten, an denen die Hoflager«, schreibt die Zimmerische Chronik, »seien gemainlich impudici und corruptissimi mores.« Mit Erstaunen sah Bartholomäus Sastrow 1548 in Augsburg mit an, wie »junge Fürsten sich zu fürstlichen und gräflichen Fräulein im Gemach aufs Pflaster legen, sich halsen, küssen, betasten und begreifen«. Die Hofordnungen lassen sich diese Besuche bei den Hofdamen denn auch sehr angelegen sein. »Bis um 8«, schreibt die Hofordnung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg vor, »dürfen die Herren zu den Junckfrauen

J. J. Boissard, Drei venezianische Damen

Radierung aus Habitus variarum orbis gentium, 1581

in das Frauenzimmer gehen. Die Junckfrauen sollen alle auf eine Rige beieinander sitzen, sich sampt den gesellen züchtiglich halten.« Noch viel besorgter zeigt sich die »Frauenzimmer-Ordnung« des Herzogs Albrecht von Preußen. Da durften die Hofdamen von 12—2 und von 6—8 Uhr Herrenbesuch empfangen, aber »die Jungfrauen sollen uff der langen banck nacheinander, wie ihr ordnung ist, sitzen, nicht hin und wieder lauffen, noch keine mit denen vom Adel von den andern jungfrauen abesitzen oder vor den Edelleuthen stehen, desgleichen sollen die vom Adel züchtig neben ihnen niedersitzen und alle unzüchtige geberden und wort vermeiden«. Wunderlich genug scheint es manchmal hergegangen zu sein. Hans von Schweinichen erzählt von einem Abendtanz am braunschweigischen Hofe, wo die Junker sich mit ihren Tänzerinnen in Kleidern und Mantel auf die Betten legen, »jedoch in allen Ehren. Das heißen sie auf Treu und Glauben beigeschlafen«.

Küssen und Umarmen

Man wird sich über diesen Ton von Roheit und Unzartheit wundern dürfen, aber die Deutschen hatten ja nicht einmal die Möglichkeit, von ihren Nachbarn bessere Manieren zu lernen. Frankreich stand unter dem Einflusse italienischer Sitten, und Brantôme, der feststellt, daß die Französinnen ihre Schwerfälligkeit schnell genug abgelegt hätten, meint doch, daß sie nur die Koketterie gelernt hätten. Außerdem kam aus Italien die Sitte des Küssens bei der Begrüßung. Herren nahmen beim Gruß den Hut ab und gaben sich die Hand, Damen küßten sie, und zwar, wenn sie bürgerlich waren, auf die Backen, waren sie aber von Adel, auf den Mund. Montaigne hält sich einmal über diese neue Mode auf und kritisiert sie scharf, denn auf eine hübsche müsse man 50 häßliche mit Küssen begrüßen. Die Moral verlor dabei. »Wie es am Hof (Franz I.) deglich zugangen im Frauenzimmer,« schreibt die Zimmerische Chronik, »das werden die noch wol wissen, die der Zeit den Hof gebraucht, het billich das Circeum oder Venerisberg mögen genannt werden.« An der Hoftafel ging ein Trinkgefäß herum, auf dem die Posturen Aretins dargestellt waren; es war nur für den Gebrauch der Damen bestimmt; sie daraus trinken zu lassen, galt nach Brantôme für einen der köstlichsten Spässe. Womit sich die Hofkavaliers sonst noch die Zeit vertrieben, muß

Ant. Moro, Der Herzog von Alba *Galerie, Brüssel*

man sich von diesem Chronisten der galanten Damen selbst erzählen lassen. Wie der Ton beschaffen war, beweist die Wette, welche Königin Leonore mit Herrn de la Rocheport abschloß. Sie wettete, der König werde nicht mehr bei ihr schlafen und als sie die Wette verlor, verlangte der Herr einen kleinen Prinzen als Zeugen.

Die spanische Grandezza

Unter diesen Umständen war das Vordringen der spanischen Gepflogenheiten ein Vorteil, der den Manieren zugute kam. Lag auch der spanischen Grandezza ein gut Teil Hochmut und unberechtigter Stolz zugrunde, so wirkte sie doch veredelnd auf das äußerliche Gebaren und die Formen des Verkehrs. Manchmal allerdings verstand man diesseit der Pyre-

näen den spanischen sosiego falsch und karikierte die Vornehmheit zur Grimasse. Als Sully seine erste Audienz bei König Heinrich III. hatte, hielt sich der Monarch so völlig unbeweglich, daß er während der ganzen Dauer des Empfanges weder den Kopf bewegte, noch Hände und Füße regte, was den Eindruck der Würde allerdings verfehlte und dem Untertan, dem die Feinheiten des höfischen Tones noch nicht erschlossen waren, nur komisch vorgekommen ist. Die Herrscher richteten die Etikette um sich auf, wie einen Wall, der sie gegen Roheit und Unmanier zu schützen hatte und vielleicht hielten die Herrscherinnen aus diesem Grunde noch mehr auf sie als die Männer. Heinrich II. hatte die Hofetikette vernachlässigt; seine Witwe, Katharina von Medici, aber schärfte sie von neuem ein und hielt streng auf ihre Befolgung; in ihrer Gegenwart durften die Damen nicht anders wie auf der Erde sitzen. Nur auf den Knien durfte man mit der Königin von England sprechen und allen deutschen Reisenden fiel es auf, daß, wo immer Elisabeth sich sehen ließ, alles Volk auf die Knie fiel. In Gegenwart eines Höherstehenden den Hut aufbehalten zu dürfen, wird eine wichtige Angelegenheit von um so größerer Bedeutung, als man sich eigentlich immer bedeckte. Hermann von Weinsberg betont, daß am Tische des Kurfürsten von Köln alle Gäste barhaupt sitzen mußten und nur der Kurfürst seine Kopfbedeckung behielt; es war die größte Ehre, die Erasmus von Rotterdam passieren konnte, daß der Kardinal Grimani ihn nötigte, nicht nur sich zu setzen, sondern auch den Hut aufzubehalten.

Rang und Stand

Mit der Etikette, die ihre Vorschriften streng nach der sozialen Stellung einrichtete, hängt denn auch das Bestreben nach höherem Rang und größerer Geltung zusammen, das sich im 16. Jahrhundert geltend macht. Schon Sebastian Brant rügte: der Kaufmann will edel sein, der Edelmann ein Freiherr, der Graf Fürst und der Fürst König, und so wollte denn die hergebrachte Einteilung in den Lehr-, Wehr-, Nähr- und Hörigen-Stand, unter denen man die Geistlichkeit, den Adel, den Bürger und den Bauern verstand, nicht mehr zulangen. »Es will jetzt bei diesen letzten Tagen«, schreibt B. Herzog 1592 in seiner Straßburger Chronik, »je einer den andern mit Kleidung und Titeln übertreffen und sonderlich

Deutscher Hofherr. Stammbuchmalerei aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. (1580)
Lipperheide-Sammlung, Berlin

diejenigen, denen es nit gebürt, zum höchsten geachtet werden.« Die Fürsten begannen damit, sich als etwas Besseres zu fühlen, und die Untergeordneten taten es ihnen nach. »Titel und Praedicata steigen mit dem Pracht,« bemerkt die Zimmerische Chronik, »man sagte edel und hochgeboren, nicht durchlauchtig«, und auch die Grafen beanspruchten jetzt, »Wohlgeboren« angeredet zu werden. Das setzte sich bis in die bürgerlichen Kreise fort; in Bremen z. B. stufte sich die Bürgerschaft in vier Rangklassen ab und da Felix Platter seine Frau ehren will, so duzt er sie nicht. Hermann von Weinsberg in Köln entschließt sich, nicht den Doktorgrad zu erwerben, nicht nur, weil das 300—400 Taler kostet, sondern weil er dann zu viel Rücksichten nehmen, auch sich und seine Frau prächtiger kleiden muß. Dieses Höherhinauswollen führt natürlich zu endlosen Streitigkeiten; wo Gleichgestellte zusammenkommen, nimmt der Hader kein Ende. Auf dem Reichstag in Nürnberg gerieten Erzherzog Ferdinand und Pfalzgraf Friedrich hart aneinander, niemals konnten die Gesandten der Kurfürsten sich darüber einigen, wem von ihnen der Vorrang gebühre. Als auf dem Augsburger Reichstag 1530 der Herzog von Bayern sich neben den Kurfürsten

Giov. Batt. Morone, Bildnis einer italienischen Dame
Nationalgalerie, London

Joachim von Brandenburg zu setzen wagt, läßt dieser, empört über diese Dreistigkeit, die Bank einsägen und als der Herzog das nächste Mal seinen Platz einnimmt, bricht der Sitz unter ihm zusammen und er fällt in den Saal. Max und Moritz im 16. Jahrhundert! Mehrere adelige Familien benutzten die Kirche in Weiler a. Donau, aber da sie immer uneins waren, so wurde schließlich für jedes Geschlecht eine eigene Tür gemacht, »damit sie einander ungeirrt lassen«. Als der württembergische Gesandte von Breuning 1595 am englischen Hofe weilt, trifft er dort den hessischen Gesandten Grafen Philipp von Solms und kennt von dem Augenblick an keine größere Sorge, als seinen Vorrang zu behaupten und sich und seinem Herrn nichts zu vergeben, der eigentliche Zweck seiner Reise tritt dagegen ganz zurück.

Die Etikette

Die ursprüngliche Roheit der Gemüter, deren Verwilderung in Lebensformen von einer unbegreiflichen Naivität zutage trat, wurde durch die Etikette gebändigt und zu einer Konvenienz abgerichtet, die spätere Geschlechter nur aus dem Grunde oft so sonderbar berührt, weil sie Begleitumstände und Milieu, in dem sie sich entwickelte, nicht mehr kennen. Der neue Gesellschaftston bildete sich imItalien der Renaissance heraus. Hier legte man den Unterschieden von Rang und Stand bei weitem nicht das Gewicht bei, wie es jenseits der Alpen geschah; der Mann von Geist wurde höher geschätzt als der hochgeborene Dummkopf. Graf Baldassare Castiglione hat in seinem Cortigiano, den er am Hofe zu Urbino schrieb, zuerst das Idealbild des »Gentleman« aufgestellt, des Mannes, der das Leben verdient, weil er es in Schönheit zu genießen versteht. Es kommt bei ihm nicht auf einzelne hervorstechende Eigenschaften an, sondern auf das Ebenmaß der Bildung und die feste Herrschaft über sich selbst. Zu den Künsten, die er meistern muß, gehört auch die Gabe der Unterhaltung; er soll sich witzig ausdrücken können und muß auch verfängliche Themata mit überlegener Grazie und Sicherheit zu handhaben verstehen. Für diese Art, das Leben zu nehmen, waren die kleinen Höfe der Gonzaga in Mantua und der Montefeltre in Urbino die Vorbilder; sie fand ihren literarischen Niederschlag in der erzählenden Dichtung der Zeit. Castiglione selbst hat die Unterhaltungen geschildert, die am Hofe in Urbino geführt wurden, Bembo jene des Kreises, der sich um Caterina Cornaro in Asolo sammelte, die Novellen

Ant. Moro, Wilhelm (der Schweiger) von Oranien. „Wilhelmus von Nassowien" *Galerie, Kassel*

Firenzuolas und Bandellos mögen ähnlichen Vorbildern ihre Entstehung verdanken. Franz' I. Schwester Margarete von Navarra hat in ihrem Heptameron sich streng an das italienische Vorbild gehalten, dem sie an ihrem eigenen Hofe nacheiferte, schließlich fällt in Wickgrams Rollwagenbüchlein ein Abglanz der italienischen Lebenskunst auch nach Deutschland hinüber.

Im Laufe der Zeit wurde aus dem Vorrecht der wenigen ein Gemeingut aller Gebildeten, der literarische Einschlag wird

Gemeinplatz. Überall schließen sich in Italien Gesellschaften zusammen, um die Sprache und die Dichtkunst zu pflegen, es ist das Blütenalter der Akademien, die ja nichts weiter waren als zufällige Vereinigungen Gleichinteressierter. Daß sie ihre Namen möglichst bizarr, vielfach genug läppisch wählten, ist eine Sache für sich. Sie bilden in ihren Kreisen den neuen Unterhaltungston der höheren Gesellschaftsschichten aus: die gespreizte Schönrederei, die affektierten Phrasen mit ihren fein zugespitzten Pointen, mit denen man sich gegenseitig zu übertreffen sucht. Man spielt mit Mottos und Symbolen und schärft seinen Witz an der Rätselpoesie der Devisen. Margarete von Valois tritt ihre Reise nach Spaa in einer Sänfte an, die nach ihrem eignen Bericht »mit rosa Sammet ausgeschlagen war, der reich mit Gold und mit vielen Devisen in Seide gestickt war. Die großen Fensterscheiben waren ebenfalls ganz mit sinnreichen Devisen bemalt. Es waren wohl 40 verschiedene auf die Sonne und ihre Wirkungen, mit den Auflösungen in spanischer und italienischer Sprache«. Don Juan d'Austria, der ihr seine Aufwartung macht, läßt sich von der schönen und beredten Königin alle erklären. Uns erscheint der Witz dieser Bilderpoesie gesucht und ihr Geist auf Stelzen zu hinken; für die Zeit aber bedeutete es schon einen Vorteil, daß die Gesellschaft überhaupt Gefallen an Dingen zu finden begann, die nicht nur Essen und Trinken betrafen. Da die Verfeinerung aus Italien kam, so förderte sie natürlich auch wieder die Ausländerei, »Italiener sind wir alle, die wir Gelehrte sind,« schrieb Erasmus, und wie schnell die Mode sich der Sache bemächtigte, sieht man daran, daß Anton Tucher in seinem Haushaltungsbuch alle Monatsnamen italienisch schreibt und der Deutsche Breuning die englische Königin italienisch anredet, »weil solches am anmutigsten sein würde«.

Die Schäferpoesie

Schließlich flüchtet sich die aristokratische Gesellschaft von ihrem bisherigen Ideal, dem ritterlichen Helden Amadis fort, in die Welt der Idylle. In dem Amadis hatte der mittelalterliche Geschmack seine letzte literarische Leistung vollbracht. In ihm treffen sich wie in einem Brennpunkt alle Strahlen, die das Rittertum in Heldenwesen, Seelengröße, Damenkult versandt hatte. Im Gegensatz zu diesem ritterlich kriegerischen Ideal, das mit den außer Mode kommenden Turnieren verblaßte, steht die Schäferpoesie, die das Liebliche, Sinnige, Zarte und

Gefühlvolle betont und deutlich verrät, wohin die Sehnsucht des Zeitalters zielte. Schon das fast gleichzeitige Erscheinen der berühmtesten Dichtungen dieses Genres beweist, wie sehr es dem Geschmack der Zeit entsprach. Tassos Aminta kam 1851 heraus, Philipp Sidneys Arcadia und Guarinis Pastor fido 1590, und was sie für England und Italien bedeuteten, war d'Urfés Asträa für Frankreich, wo sie die Herrschaft der Schäferpoesie in Dichtung und Geschmack auf Jahrzehnte hinaus begründete. Mit ihnen wurde eine neue Art des Ausdrucks Mode, eine Ziererei im Benehmen und Sprechen, die sich um so länger behaupten konnten, je größer der Gegensatz war, in dem sie zu der inneren Roheit der Gemüter standen. Man kleidete sich verschwenderisch und drückte sich gewählt aus, aber die Kultur, die sich darin verkörperte, haftete an der Außenseite und blieb der Seele fremd.

A. Bronzino, Bianca Cappello, Großherzogin von Toscana — *Pinacoteca, Lucca*

Im Jahrhundert der Reformation feierte der Aberglauben wahre Orgien, und wenn die Deutschen einen Luther brauchten, um sie von der Tyrannei der römischen Kirche zu befreien, so hätten sie dringend eines zweiten Luther bedurft, um sie vor dem römischen Recht und seiner Mordlust zu schützen. Wer wollte daran zweifeln, daß das Gebäude des römischen Rechtes ein Kunstwerk an sich ist und ein großes dazu, aber wer wollte

Justiz

A. Bronzino, Laudonia de Medici
Galleria antica e moderna, Florenz

nicht bedauern, daß die Deutschen sich ihm unterworfen haben und nicht die Engländer beneiden, deren Entwicklung zur Größe ohne dasselbe erfolgt ist. An dieser Stelle und in diesem Zusammenhang braucht nicht erörtert zu werden, wie sehr die Aufnahme des Römischen Rechtes in Deutschland die Omnipotenz der Juristen begünstigt und die Rechtsverdrehung zu einem staatlich geförderten System erhob, wir haben nur zu beachten, wie sehr diese in Paragraphen gefaßte Blutgier das sittliche Gefühl abgestumpft hat. Im Gefolge des römischen Rechts zog die Folter im Untersuchungsverfahren ein und eine unerhörte Grausamkeit im Strafvollzug. Augenausstechen, Brandmarken, Auspeitschen, Abschneiden von Nase und Ohren, Abhacken der Hände waren die milderen Strafen; wer das Leben verwirkt hatte, wurde durch Verbrennen bei langsamem Feuer, Rädern, Sieden in Öl oder Wasser, Vierteilen, Pfählen zum Tode gebracht, oder auch lebendig begraben oder eingemauert. Die Folter, deren verschiedene Grade das Gesetzbuch Karls V. in ein System brachte, machte vor niemand Halt; es ist bekannt, daß der berühmte Macchiavelli sie überstehen mußte. Wie viele Unschuldige durch die Qualen, die man ihnen zufügte, zu Geständnissen von Missetaten veranlaßt wurden, von denen ihre Seele nichts wußte, ist

Ant. Moro, Margarete von Parma, Statthalterin der Niederlande *Kaiser-Friedrich-Museum Berlin*

nur Gott bekannt; Sastrow berichtet einen solchen Fall, daß jemand aus der Furcht vor der peinlichen Frage ein Verbrechen gesteht, das er nicht begangen hat, ein Fall, der ihn, trotzdem er Jurist ist, sehr nachdenklich macht. Die Folter weckte die brutalsten Instinkte. Jörg Breu erzählt in seiner Chronik von dem Augsburger Zunftmeister Jörg Mayer, genannt Ulmer, der »hett großen lust und fraid gehabt, die armen in den eisen zu fragen und zu peinigen mit seltzamer marter«. Dieser Menschenfreund wurde am Ende selbst gehängt. Sein Geschmack aber wurde von vielen geteilt, auch Herzog Heinrich von Braunschweig ließ es sich nicht nehmen, anwesend zu sein, als Bürgermeister Wullenweber von Lübeck und Thomas Münzer gefoltert wurden.

Die Folter

Das Gefängniswesen befand sich im übelsten Zustand; eigene Gebäude dafür existierten nicht, man benutzte die Befestigungstürme der Städte oder das erste beste Loch, mochte es auch von Ungeziefer, Ratten und Mäusen wimmeln. Untersuchungsgefangene wurden »gestockt und gepflockt«, d. h., man spannte sie mit Händen und Füßen in Holzpflöcke und schloß sie mit Ketten an die Mauer. Der Mühlenmeister Claus Hildebrand, der in Wolgast in den Turm geworfen wurde, erfror sich im Winter beide Schenkel und wurde von den Läusen so zugerichtet, »daß man ihn nicht retten konnte«. Das Gefängnis im Schlosse zu Bebenhausen war in vielen Jahren weder gesäubert noch ausgeräumt worden, der Wächter beschloß, es auszuräuchern, wobei 3 Gefangene erstickten. Ähnliche Fälle berichtet die Zimmerische Chronik aus Scharffeneck, Miltenberg und anderen Orten, sie bildeten also durchaus keine Ausnahme. Man hielt sich nicht gern mit Gefangenen auf, außer wenn man hoffen durfte, Lösegeld von ihnen zu erpressen, man zog das abgekürzte Verfahren der Hinrichtung bei weitem vor. Dieselbe erfolgte immer in breitester Öffentlichkeit und spielte die Rolle einer öffentlichen Belustigung. In den Erinnerungen der Zeitgenossen nehmen die Hinrichtungen und Auspeitschungen, das Rädern, Köpfen, Pfählen usw. einen großen Raum ein. Bartholomäus Sastrow, Felix Platter, Jörg Breu, Samuel Kiechel, wer immer von sich und seinen Erlebnissen berichtet, vergißt nicht, die oft grausigen Einzelheiten zu schildern. Der Metzer Bürger, Philipp von Vigneulles, macht einmal in seinem Gedenkbuch einen Anlauf, um von Hinrichtungen u. dgl., als zu unwichtig, nicht mehr zu sprechen, schließlich aber kann er es doch nicht lassen und verzeichnet sie nach wie vor ganz getreulich.

Der Hexenprozeß

Nur die Folter machte es möglich, daß sich im 16. Jahrhundert eine neue Art des Prozesses herausbilden konnte, der gegen die Hexen. Das Christentum war in weiten Schichten der Bevölkerung nicht besser als ein dünner Firnis über heidnischen Anschauungen; Melanchthon erschrak am Rhein über den grenzenlosen Aberglauben des Volkes, aber was will man verlangen, wenn man hört, daß in Rom, der Residenz des Statthalters Christi, im Juni 1521 im Kolosseum von einem griechischen Zauberer ein Stier feierlich nach heidnischem Ritus geopfert wurde, um die Dämonen der Pest zu besänf-

Unbekannter Meister, Bildnis der Herzogin Dorothea Ursula von Württemberg

tigen? Das war der geeignete Boden, um den Hexenwahn erblühen zu lassen, die Vorstellung von der Möglichkeit eines Bundes zwischen dem Teufel und sterblichen Menschen. Die römische Kirche hat ihn im Hexenhammer festgelegt und dem Vorgehen gegen Zauberer und Hexen damit die Wege geebnet. Ohne die Folter, mit deren Hilfe man aus den gequälten Seelen alles herausinquirieren konnte, was man wollte, hätten die Hexenprozesse aber nie den Umfang annehmen können, den sie in Wirklichkeit erreichten. Eine Hexe bezichtigte immer die andere und Kurfürst Johann von Trier brachte es glücklich dahin, daß 1585 in zwei Ortschaften seines Sprengels wirklich nur mehr zwei Weiber übrig waren, alle übrigen hatten sich gegenseitig auf den Scheiterhaufen denunziert. In Quedlinburg hat man 1589 an einem Tage 133 Hexen verbrannt; der Richter Balthasar Voß in Fulda ließ binnen 19 Jahren 700 Hexen verbrennen. Wer in Untersuchung ge-

Jost Amman, Fränkische Frau von Adel *Holzschnitt aus dem Frauenzimmer-Trachtenbuch, Frankfurt, 1586*

Vernunft sich zum Wort über Hexen und Hexenwesen melden konnte. Das Niveau der Zeitbildung mochte so hoch oder so niedrig sein, wie es wollte, Tatsache ist, daß die Frau von der Teilnahme an ihr ausgeschlossen war. »Wenn Weiber beredt sind«, sagt Luther einmal, »das ist an ihnen nicht zu loben. Es ist kein Rock oder Kleid, das einer Frauen oder Jungfrauen übler ansteht, als wenn Sie klug sein will.« Damit spricht er unumwunden aus, was seine Zeitgenossen über den Anteil der Frau an der Bildung dachten. Die allbekannten Ausnahmen riet, war verloren; man quälte ihn, bis er gestand und niemand wagte ein Wort der Vernunft, im Jahrhundert der Reformation! Nur in sein Diarium trug Joachim Brandis einen schüchternen Zweifel ein. Als er davon spricht, daß Herzog Erich von Braunschweig 1572/73 viele Hexen und Zauberer verbrennen ließ, fügte er hinzu: »de leve got mag weten, wer schult gehat heft odder nicht.« Es hat länger als ein Jahrhundert gedauert, ehe solche Zweifel öffentlich geäußert werden durften.

Erst mußte sich die Stellung der Frau ändern, bevor die

Jost Amman, Pfälzische Edelfrau *Holzschnitt aus dem Frauenzimmer-Trachtenbuch, Frankfurt, 1586*

Jost Amman, Geschlechterin (Patrizierin) zu Augsburg Holzschnitt aus dem Frauenzimmer-Trachtenbuch, Frankfurt, 1586

sein, deren Verstandesbildung es mit der männlichen aufnahm. Die Mädchenschulen waren, wenn sie überhaupt existierten, in erbarmungswürdigem Zustand, es blieb immer mehr oder weniger dem Zufall überlassen, wenn ein junges Mädchen etwas lernte, das jenseits des Kreises ihrer hauswirtschaftlichen Pflichten lag. Sie konnte ihr Glück ja auch ohne das machen; Philippine Welser wurde in diesem Jahrhundert Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, Bianca Capello Großherzogin von Toskana, Anna Boleyn Königin von England, ohne daß sie der italienischen Renaissance, eine Isabella d'Este u. a. bestätigen nur die Regel. Man konnte sie in Italien zählen und man braucht auch für das außeritalienische Ausland noch nicht einmal alle zehn Finger, um sie aufzusummieren. In Frankreich ist es eigentlich nur die Schwester Franz' I., Margarete von Valois, Königin von Navarra, die in Betracht kommt; in England nennt Erasmus nur die Damen aus dem Hause des Thomas Morus und fügt man dann noch die Deutschen Konstanze Peutinger und Charitas Pirckheymer hinzu, so dürften alle die Frauen beisammen

Jost Amman, Leipziger Jungfrau
Holzschnitt aus dem Frauenzimmer-Trachtenbuch, Frankfurt, 1586

andere Gaben zu besitzen nötig gehabt hätten, als die weibliche Klugheit, die ihren Reiz unwiderstehlich machte. Anna Boleyn wurde es sogar verhängnisvoll, daß sie als Hofdame der Königin Margarete von Navarra immerhin soviel Geist erworben hatte, um damit kokettieren zu können, sie hat sich damit um den Kopf getändelt.

Die Liebe

Das animalische Element in den Beziehungen beider Geschlechter drängt in diesem Jahrhundert noch stark ans Licht und begünstigt, wo es nicht durch die Ehe zu einem sittlichen gemacht wird, die Ausbreitung des Dirnentums. Die öffentlichen Frauenhäuser wurden in Deutschland nach und nach geschlossen, in Ulm 1531, in Basel 1534, in Nürnberg 1562, was wohl mit der Ausbreitung der Syphilis zusammenhing; vorher und nachher aber hat es nicht an Zügellosigkeit aller Art gefehlt. Als Maximilian I. 1512 seinen Einzug in Regensburg hielt, stürzte sich eine große Schar liederlicher Weiber auf den Kaiser, hielt sich an seinen Kleidern und seinem Rosse fest und zog so in die Stadt ein; vom Reichstag in Worms 1512 hört man, daß es zuging »wie im Venusberg«. Herzog Ulrich von Württemberg ermordete 1515 seinen Stallmeister Hans von Hutten, um in seinen Beziehungen zu der schönen Frau desselben nicht gestört zu werden und zog sich dadurch die ärgerlichsten Händel zu. Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen, die Luther und Melanchthon gutheißen mußten, gehört in die partie honteuse der deutschen Reformation, und beinahe noch größeres Aufsehen erregte das Bekanntwerden des Verhältnisses, das Herzog Heinrich von Braunschweig mit Eva von Trott unterhielt. Diese Hofdame seiner Frau war als angeblich gestorben in Gandersheim feierlich begraben worden, indessen lebte der Herzog höchst vergnügt mit ihr und während die Herzogin ihrem Gemahl 7 Söhne und 4 Töchter schenkte, ließ auch die schöne Eva die Wiege nicht leer werden und gab 7 Kindern das Leben. Von Kurfürst Joachim I. von Brandenburg schreibt Georg Butze in seiner Chronik, »es dorfte schier keine schene frau zu Berlin sich auf der Gassen sehen lassen, er lies sie zu sich fordern und machte sie zuschanden«.

Daß der Pariser Hof weder unter König Franz I. noch unter seinen Nachfolgern das Beispiel eines besonders sittlichen Lebenswandels gab, ist schon erwähnt worden und an König

Rubens, Johanna von Oesterreich, Großherzogin von Toskana

Nach dem Stich von Edelinck

Heinrich VIII. braucht man ja nur zu erinnern, um einen Blaubart auf dem Thron vor sich zu haben. Man hielt sich noch nicht für verpflichtet, ein Beispiel zu geben, sondern lebte seinen Instinkten, ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung und die Ansichten der großen Menge. Sieht man sich diesseits der Alpen um, so gewahrt man genug, um das Gemälde, das die Moralisten von den sittlichen Zuständen des damaligen Italien entwerfen, weniger anstößig zu finden. Man sagte wohl, in Rom gäbe es so viele Dirnen wie Sterne am Himmel, aber dann wären die Gestirne dünn gesäet, denn 1549 zahlten nur gegen 500 die Steuern ihres Gewerbes. Dem Mantuaner Gesandten fiel auf, daß die römischen Kurtisanen sich am liebsten in männlicher Tracht öffentlich zeigten und

Theodor de Bry, Geschlechtertanz *Radierung*

auch in solcher die Messe besuchten. Das eigentliche Paradies dieser Damen aber war Venedig, die große Vergnügungsmetropole der damaligen Welt. 1509 wollte man dort bei 300000 Einwohnern 11654 Dirnen gezählt haben. Sie übten ihre Tätigkeit anscheinend sehr ungeniert aus, denn in der Mitte des Jahrhunderts erschien zum Besten der reisenden Fremden ein Adreßkalender der Dirnen erster Klasse, worin sie nicht nur mit ihren Wohnungen, sondern auch mit ihren Preisen aufgeführt waren. Livia Azzolini nahm 25 Scudi, Veronica Franco nur 2. Die letztere betrieb das Anreißen sehr raffiniert, sie schickte Fremden von Distinktion ein Bändchen ihrer gedruckten Verse, eine Ehre, die sie auch Montaigne erwiesen hat. Der Franzose wunderte sich über die vielen Kurtisanen der Lagunenstadt, etwa 150 von ihnen, meint er, trieben einen Aufwand wie Prinzessinnen.

Hofleben Im ersten Viertel des Jahrhunderts waren es noch die kleinen italienischen Höfe der Este, Gonzaga, Montefeltre, die das Vorbild eleganter Kultur abgaben, nach der Mitte des Jahrhunderts fällt diese Rolle Frankreich zu. Unter Franz I. zog der Hof noch dauernd umher. »Das war eine rechte Qual«, schreibt Benvenuto Cellini, denn es schleppte sich nach seiner Beschreibung hinter dem König beständig ein Zug von 12000 Pferden her und das sei das Geringste gewesen, denn wenn der französische Hof in Friedenszeiten beisammen war, zählte er damals 18000 Köpfe und darunter mehr als 12000 Berittene. Wie ein Heuschreckenschwarm fiel eine so zahlreiche Gesellschaft über die Orte her, an denen sie sich längere oder

Theodor de Bry, Geschlechtertanz *Radierung*

kürzere Zeit aufhielt; um Unterkunft und Verpflegung war es dann schlecht bestellt. Erst Katharina von Medici wußte dem Hofe das Ansehen der Eleganz zu verschaffen, denn wenn auch sie noch darauf angewiesen war, ihre Residenz bald hier bald dort aufzuschlagen, so verstand sie doch, den Zusammenkünften der Hofgesellschaft Regelmäßigkeit und Glanz zu verleihen. In ihrem Gefolge befanden sich stets 40 oder 50 der schönsten Damen, alle zu Pferde in den reichsten Toiletten, deren Anziehungskraft dafür sorgte, daß es nie an Kavalieren mangelte. »Der Hof der Königin Katharina«, schreibt Brantôme, »war ein wahres Paradies.« Die Tochter der Medici besaß nicht nur das Geschick, die vornehme Gesellschaft anzuziehen, sie war klug genug, sie zu fesseln. Sie war erfinderisch in Zerstreuungen und gab mit vollen Händen, kein Wunder, daß sie von ihrer Umgebung geliebt wurde und der Stil des französischen Hofes Nachahmung fand.
Im übrigen Europa gab es in diesem Sinne keinen Rivalen. Der Hof Philipps II. war prunkvoll in seinem äußeren Auftreten, er kostete im Jahre 150 Millionen Maravedi, nach dem Vorkriegswert etwa 13½ Million Gulden, aber es mangelte ihm, ebenso wie dem französischen, an einem würdigen Aufenthaltsort; der Alcazar in Toledo war düster wie der in Madrid eng und gedrückt. Außerdem lag der Schatten der Inquisition über ihm, den keine weibliche Hand zu bannen vermochte. Als der König an der Kunst des Malers Anthonis del Mor Interesse nahm und diesem Niederländer seine Gunst zuwendete, entstand am Hofe ein Gemunkel, der Künstler

Hermann van der Mast, Porträt einer Patrizierin, Rijksmuseum, Amsterdam 1587

scheine den Monarchen behext zu haben. Das hören, Pinsel und Palette fortwerfen, alles stehen und liegen lassen und über die Grenze fliehen, schien dem Maler das einzig Nötige, um sich in Sicherheit zu bringen; wie hätten sich unter diesen Umständen Lebenslust und Lebensfreude entfalten können? In England liebte Elisabeth wohl den Glanz, aber sie wünschte ihn doch ganz allein auf ihre Person konzentriert zu sehen; es war ein Männerhof, der seine Huldigungen ausschließlich einer Frau darbringen durfte. Die deutschen Kaiser und Könige haben den Ruhm, auf dem Gebiete höfischer Kultur Entdeckungen zu machen, nicht gesucht. Karl V. war ein viel zu großer Freund der Zeremonien, um Unbefangenheit um sich dulden zu können; er ordnete gewöhnlich selbst an, in welcher Weise die Städte, die er besuchte, ihn zu empfangen hätten. Er war außerdem kein besonderer Verehrer des anderen Geschlechts, die schönen Frauen, die der Magistrat in Antwerpen bei seinem Einzug 1520 ihm zu Ehren ganz nackt aufgestellt hatte, würdigte er keines Blickes und mit den deutschen Damen konnte er nicht sprechen. Als der Kaiser 1541 in Regensburg die Kurfürstin Hedwig von Brandenburg besuchte, mußte Pfalzgraf Friedrich den Dolmetscher zwischen ihnen machen, weil sie sich nicht verstanden. Es herrschte um ihn eine eisige Temperatur, die nur der erwärmen konnte, der ihm Geschenke brachte, Bargeld, Wein, Geschirre aus Edel-

Alonso Sanchez Coello, Herzogin Margarete von Parma
Eremitage, Petersburg

metall, je kostbarer, je besser; der sächsische Rat Christoph von Carlowitz erinnerte seinen Herzog 1546 an diese Eigentümlichkeit des Monarchen. Karls Bruder Ferdinand war eine ganz andere Natur, heiter, lebenslustig, gesellig, »der Mund stund ihm nie still«, schreibt Sastrow. Er sah alle Abend Gäste, veranstaltete Bälle und Feste, aber der Hof erhob sich weder bei ihm noch bei seinen Nachfolgern über den Durch-

H. Goltzius, Fahnenträger, 1587 — *Kupferstich*

schnitt dessen, was auch sonst üblich war. Hier und da gab es wohl unter den deutschen Fürsten besonders Prachtliebende, wie z. B. den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der mit einem Gefolge von 68 Grafen und Herren zur Königswahl des Erzherzogs Maximilian nach Frankfurt a. M. zog; im großen und ganzen aber scheint es an den kleinen und mittleren deutschen Höfen sehr bürgerlich zugegangen zu sein. Markgraf Johann von Küstrin erläßt 1561 eine Hofordnung »weil ein Unterschied sein müsse zwischen Fürstenhäusern und gemeinen Wirtshäusern«. Schon diese Feststellung erlaubt merkwürdige Rückschlüsse, Glanzlichter aber fallen auf das, was man selbst an den Höfen unter Reinlichkeit verstand, wenn man erfährt, daß der Markgraf anordnet, die Tische und Bänke in der Hofstube (der Kavaliere) sollten einmal in der Woche gesäubert werden und zweimal müßten Eß- und Trinkgefäße wöchentlich gescheuert werden. Herzog Albrecht Friedrich von

H. Goltzius, Der Trommler

Gestochen von Jacques de Gheyn

Preußen verbietet, daß irgend jemand das Bad, das er für sich richten läßt, vor ihm benutzt, und die Hofordnungen des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg von 1560 und 1574 wünschen, daß das Zinngeschirr wenigstens alle Sonnabend gescheuert werde, außer wenn Besuch erwartet wird, wo es häufiger der Fall sein muß.

Familienfeste

Es ging wirklich um so bürgerlicher zu, als die Lebensführung und der Stil der Existenz im Grunde genommen für alle Kreise derselbe war. Fürst, Edelmann und Bürger betrachteten die Familienfeste von Taufe, Hochzeit und Leichenbegängnis als die Höhepunkte des Daseins; ein jeder beging sie mit einer geradezu konzentrierten Lebensfreude. Fürstliche Hochzeiten wurden monatelang vorbereitet und versammelten oft mehrere hundert Gäste; Herzog Friedrich von Bayern ließ 1535 in Heidelberg während seiner Vermählungsfeste täglich an 50 Tafeln decken. Die Hochzeiten begannen mit dem feierlichen

De Gheyn, Maskenkostüme *Radierung*

Einzug der Braut, dauerten manchmal Wochen und verschlangen gewaltige Summen; Herzog Friedrich von Liegnitz, dessen pekuniäre Verhältnisse keineswegs glänzende waren, gab 1594 für seine Hochzeit 14000 Taler aus, abgesehen davon, daß er noch für 6000 und seine Braut für 7000 Taler Sammet und Seidenwaren zur Ausstattung ihres Gefolges kauften. Berühmt durch die Verschwendung des Bräutigams wurde die Hochzeit Wilhelms von Rosenberg, die 1578 in Krummau in Böhmen stattfand; sie dauerte 7 Tage und kostete über 100000 Taler. Diese Feste kamen um so teuerer zu stehen, als der Bräutigam

Hans Sebald Beham, Der verlorene Sohn — *Dr. D. Burckhardt, Basel*

Crispin de Passe, Fest des verlorenen Sohnes *Radierung*

nicht allein für seine eigene und seiner Braut Toilette sorgen mußte, sondern auch die Anverwandten mit Kleidern, wenigstens mit den Stoffen dafür zu beschenken hatte. Da gingen große Summen auf, und da sich keiner lumpen lassen wollte, erschütterte eine prunkvolle Hochzeit oft genug den Wohlstand einer Familie. Als Bartholomäus Sastrow 1551 in Greifswald eine standesgemäße Hochzeit gehalten hatte, blieb ihm gerade noch ein Goldgulden in der Tasche. Für die Patrizierfamilien der Reichsstädte waren dieses die Gelegenheiten, um ihren Reichtum zur Schau zu stellen. Die Hochzeit von Ulrich

Crispin de Passe, Der verlorene Sohn *Radierung*

Fugger mit Veronika Gasser kostete 1516 7000 fl. Lukas Rem ehelichte 1518 Anna Ehaim und empfing als Mitgift der Frau 4500 fl., gab aber für die Hochzeit 991 fl. aus. Die Magistrate suchten dieser Verschwendung zu steuern und untersagten z. B. in Augsburg 1536, Hochzeiten im Hause abzuhalten, sie verboten den Brautleuten, Geschenke zu machen, aber es nutzte nichts. Lukas Rem bemerkt in seinem Tagebuch 1532 und 1534 »da was geben scharpff verboten« und fügt hinzu »darnach schenkt ich ihr (seiner Braut) zum neuen Jahr« und zeigt damit an, wie man die bestgemeinten Verordnungen zu

Alonso Sanchez Coello, Anna von Oesterreich, Königin von Spanien, vierte Gemahlin Philipp II. Prado, Madrid

umgehen wußte. Die niederen Klassen sahen die Entfaltung dieses Luxus mit scheelen Augen. Jörg Breu bemerkt zu der Verehelichung Christophs von Knörringen mit Regina Paumgartner 1532 »köstliche Hochzeit mit mechtiger hoffart« und zu der von Hans Paumgartner mit Anna von Stadion 1537 »da was kein tadl, in keiner hoffart nichts gespart«. Hans von Schweinichen ließ sich seine erste Hochzeit 1581 110 Taler, seine zweite 1601 482 Taler kosten; Joachim Brandis in Hildesheim gab 1587 714 Taler für seine Hochzeit aus und Lukas Geizkofler, der 1590 Katharina Hörmann von Guttenberg heiratete, kamen die Ausgaben, die ihm die Verlobung und die Hochzeit verursachten, auf 6200 fl. Auf die Geschenke wurde stark geachtet; Lukas Rem notiert, daß er 1518 von seinen Gästen 422 fl. erhalten habe und Hans von Schweinichen, den die Taufe seines Sohnes 1584 auf 103 Taler zu stehen kommt,

bemerkt, daß die Geschenke 42 Taler betrugen. Er machte sich zwar einen großen Namen, im ganzen Winzigschen Kreise war kein solches Taufen gehalten worden, aber es war auch so schön, »daß ich«, wie er schreibt, »die Gäste, sonderlich meine Schwäger, nicht los werden konnte«. In Ermanglung eines freudigen Familienereignisses ließ man sich die traurigen zur Zerstreuung dienen. Als das Leichenbegängnis des Herzogs Johann Friedrich von Pommern 1599 vorüber war, da waren, wie Joachim von Wedel schreibt, nicht nur alle Vorräte verbraucht und alles Geld zu Ende, man hatte auch noch 10000 fl. leihen müssen, um den standesgemäßen Aufwand zu bestreiten.

Alonso Sanchez Coello, Anna von Oesterreich, Königin von Spanien, vierte Gemahlin Philipp II. Galerie, Wien

Im Vergleich zu heute muß man immer wieder betonen, daß das Leben in der alten Zeit sehr einfach und regelmäßig verlief und von alledem, was jetzt selbst an den Bewohner der Kleinstadt an Vergnügungen herantritt, nicht die Rede war. Von außen wurde ihm sehr wenig geboten und da sich Familienfeste der erwähnten Art doch nicht alle Jahre zu wiederholen pflegen, mußte, wer eine Unterhaltung suchte, meist selbst für sie sorgen. Im Mittelalter hatten die Feste immer einen kirchlichen Charakter getragen und dem hat auch die Trennung der Bekenntnisse im 16. Jahrhundert nicht sogleich

Anth. Moro, Malteserritter *Galerie, Wien*

ein Ende gemacht. In katholischen Gegenden blieben die Wallfahrten das gleiche große Vergnügen, wie sie es gewesen waren, als der Metzer Bürger Philipp von Vigneulles 1510 eine Heiligtumsfahrt nach Aachen, Cornelimünster, Düren und Köln anstellte. Man hielt auch in der Bevölkerung, die sich zum Protestantismus bekannte, noch an der Kirchweih und Fastnacht fest, auch wenn sie die alte Bedeutung verloren hatten. Jede Zunft hatte ihre eigentümliche Belustigung, wie denn in Nürnberg die Messerer, Tuchknappen, Schreiner, Rotschmiede ihre Tänze, die Fischer ein Stechen abhielten und die Metzger einen großen Maskenzug aufführten, den sogenannten Schempart. 1539 fand er zum letzten Male statt,

denn die Veranstalter hatten es gewagt, die geheiligte Person des Stadtpfarrers Andreas Osiander lächerlich zu machen, der darauf ein Verbot der ganzen Belustigung durchsetzte. Aus uralter Zeit waren die Maifeste übriggeblieben, das Einholen des Mai durch den Maigrafen oder Maikönig, das mit Umzügen und Tänzen verbunden war. In Stralsund ritten noch 1564 200 Bürger und Junggesellen in den Mai, allmählich aber kam diese Sitte ab, weil die Würde des Maigrafen zwar als große Ehre galt, aber doch mit so hohen Kosten verbunden, daß es vorgekommen war, wie 1474 in Stralsund, daß der Erwählte aus der Stadt flüchtete, weil er die Ausgaben scheute. In anderen Städten, z. B. Anklam und Greifswald, verwandelte der Rat das Maifest in eine große Schlemmerei, bei der sich's der Magistrat auf Kosten der Gemeinde wohl sein ließ.

El Greco (Domenico Theotocopuli), Männliches Bildnis — *Prado, Madrid*

Turniere

Für den Adel waren die Turniere noch ein wesentlicher Bestandteil jedes größeren Festes, aber auch sie haben im Laufe des Jahrhunderts ihren Charakter geändert. Die Hauptsache war anfänglich noch das Lanzenrennen, bei dem die Ritter zu Pferde aufeinander losstürmten; wer am meisten traf und am seltensten vom Pferde fiel, galt als Sieger. Gingen die Teilnehmer mit dem Schwerte gegen einander an, so war vorgeschrieben, wieviel Streiche jeder tun durfte. Die Fürsten, selbst Kaiser Max, taten mit, aber bereits begann die höfische Sitte sich stark geltend zu machen. Hans von Schweinichens

A. Dürer oder Burgkmaier, Scharfes Rennen beim Turnier
Aus dem Freydal. Kaiser Maximilians I. Turnierbuch, 1515

Vater stach 1564 Kurfürst August von Sachsen vom Pferde, ließ sich aber sofort selbst herabfallen, »welches dem Kurfürsten eine sonderliche Freude gewesen«. Indessen waren die Beschädigungen, denen Menschen und Tiere sich aussetzten, die Pferde wurden oft für immer unbrauchbar, doch so groß, daß die sogenannten Scharfrennen aus der Mode kamen, und als vollends König Heinrich II. bei einer solchen Gelegenheit tödlich verwundet wurde, ein Lanzensplitter drang ihm durchs Auge ins Gehirn, da hörten sie ganz auf. Man verzichtete nicht ganz auf ritterliche Spiele zu Pferde; noch die Einweihung der Universität Jena wurde 1558 mit solchen begangen, aber aus dem Zweikampf wurde ein Scheingefecht, bei dem die Maskerade die Hauptsache war. In Italien kommt es auf, dramatische Elemente einzumischen und Programme für die Abwicklung des Festes aufzustellen, bei dem die

A. Dürer oder Burgkmaier, Fußkampf beim Turnier
Aus dem Freydal. Kaiser Maximilians I. Turnierbuch, 1515

ritterliche Geschicklichkeit sich schließlich auf das Ringelrennen beschränkt. Hier liegt eine der Wurzeln unserer Oper. Als Herzog Albrecht von Bayern 1560 in Wien zum Besuch weilte, wurde ihm zu Ehren ein Turnier veranstaltet, bei dem es sich um einen Kampf um den Liebesgott und seine Befreiung handelte. Dazu waren Schaugerüste mit mythologischen Figuren aufgeschlagen, komische Masken in Pluderhosen traten auf, endlich wurde Kupido von Merkur befreit, da alle Damen Fürbitte für ihn einlegten. Kurfürst August von Sachsen lud einmal unter dem Namen Hannibal von Karthago zu einem Ringelrennen ein, bei dem alle Teilnehmer vermummt erschienen. Diese Mode stammte aus Italien, verbreitete sich aber überall hin. 1584 sah Lupold von Wedel in London ein solches Turnier mit an. »Jeder Herr, so tornieret,« schreibt

er, »sich in sonderlige Muster gekleidet, etzliche sich und ihr Gesinde wie wilde leutt, etzliche wie irlendische leutt mit langen Haaren bis auf den Gürtel wie die Weiber, etzliche Halbmönde auf dem Kopfe gehabt, etzliche auf die bahn kommen, ire Pferde wie Elephanten zugericht« usw. Alle begrüßen die Königin mit zierlichen Reden und überreichen ihr Geschenke. Felix Platter beschreibt ein ähnliches Ritterspiel zum Ringelrennen, das bei der Taufe eines württembergischen Prinzen 1596 in Stuttgart abgehalten wurde. Alle Teilnehmer waren maskiert, als Mohren, Planeten, Türken, Mönche und Nonnen »in ristung nach alter Manier«, »auf die neue Gattung« als zweifache Menschen u. a. m.

Was die Turniere für die vornehme Gesellschaft, waren für die unteren Stände die Schützenfeste und Gesellenstechen. Die letzteren waren Ritterspiele der Bürgersöhne unter sich, zu denen keine Einladungen nach auswärts erfolgten. Die bürgerlichen Schützenfeste, auch Stahlschießen genannt, weil dabei mit einer Armbrust mit stählernem Bogen nach der Scheibe geschossen wurde, waren Veranstaltungen, die in allen Kreisen sehr beliebt waren. Zu dem Schützenfest in Straubing 1528 stellten sich acht Fürsten ein, in Straßburg ließen sich 1575 70 verschiedene Orte vertreten, in Regensburg 1586 35 Städte, und die Stadt Halle lud 1601 zu ihrem Vogelschießen 156 Orte ein. Das Schützenfest in Straßburg 1576 hat einen gewissen Ruhm durch die Beteiligung der Schweizer Kantone erlangt. Aus Basel kamen zwei Schiffe mit Schützen, die sechs lebendige Rheinlachse und ein lebendes Reh überbrachten, aus Zürich aber ein Schiff mit einem Kessel von 140 Pfund Gewicht, der einen in Milch gekochten Hirsebrei enthielt. Trotzdem er in Zürich zubereitet worden war, kam er noch so heiß in Straßburg an, daß man ihn ungeblasen nicht essen konnte. Die Lust war natürlich nicht auf das Schießen allein beschränkt, bereits waren die Glückshafen eingerichtet. Erst konnte man nur Waren gewinnen, aber bald gab es bares Geld. In Straßburg waren 1576 nur 275 Gewinne vorgesehen, aber der Andrang war so groß, daß die Lose vermehrt werden mußten, Pfalzgraf Johann Casimir nahm allein 1100 Lose und hat damit lauter Nieten gezogen. 1578 kostete in Augsburg das Los 15 Kreuzer, mit denen man den Hauptgewinn in Geld von 500 fl. oder ein Wirtshaus mit Wiesen und Äckern im

Tobias Slimmer, Freifechter

Holzschnitt aus Joachim Meyer, Fechtbuch, Straßburg, 1570

Werte von 4500 fl. ziehen konnte. Der Glückshafen, der 1579 bei dem Nürnberger Armbrustschießen aufgestellt war, enthielt 400 Gewinne, darunter einen Hauptgewinn im Werte von 190 fl., gab aber 84000 Lose aus. 1589 kamen Nürnberger Silberschmiede mit einem »luckepot« nach Hildesheim; man konnte, wenn man Glück hatte, für ein Los zu drei Groschen die schönsten Becher und Gefäße gewinnen.

Die Kampfspiele hatten für Hoch und Nieder großen Reiz, in gegenseitigem Messen von Kraft und Geschicklichkeit fand das Geschlecht von damals seine Freude. Die Markusbrüderschaft, meist »Marxbrüder« genannt, war über West- und Süddeutschland verbreitet und pflegte die Fechtkunst in den Kreisen der niederen Bürgerschaft. Ihre Zusammenkünfte fanden auf den Messen in Frankfurt a. M. statt, wo sie mit Aufzügen und Wettkämpfen hervortraten. Als die Herren anfingen, sich zu schonen, mußten sie bei den so zahm gewordenen Turnieren dafür sorgen, daß Blut floß. Da hielten sie dann ihre Fechtschüler, bezahlt wurde aber nur, wer einen andern blutig schlug, »sunst galt es nit«. In Stuttgart wurden 1596 zehn verwundet und einem ein Auge ausgeschlagen.

Kriegsspiel mit Kampf und Sieg verherrlichte manches bürgerliche und ritterliche Fest. In der Fastnacht 1531 wurde auf dem Marktplatz in Zittau ein Haus von zwei Parteien gestürmt und verteidigt; als Karl V. 1530 auf der Reise nach Augsburg durch München kam, wurde ein militärisches Schauspiel im großen Stil abgehalten. 1500 Mann stürmten eine Festung, die mit 100 Geschützen bestückt war, und nach tapferer Verteidigung krachend zusammenstürzte. Herzog Moritz von Sachsen ließ auf der Elbe ein schwimmendes Türkenschloß erbauen, das gestürmt und beschossen wurde und schließlich in einem großartigen Feuerwerk zugrunde ging.

Der neue mythologische Stil

Bei dieser Art von Festen bildeten die Frauen nur Zuschauer, aber sie wollten nicht länger außerhalb des Rahmens der Veranstaltungen bleiben, sondern mitwirken, und da kam ihnen der Zeitgeschmack zu Hilfe. Die Renaissance hatte die antike Mythologie belebt und sie mischte nun ein merkwürdiges Element von Symbolik und Maskerade in alle Gesellschaften. Bei der Vermählung Cosimos de Medici mit Eleonore von Toledo, die 1539 in Florenz stattfand, traten Sirenen, Nymphen, Meerungeheuer, Silene, Satyre, Faune, Hirten mit Gesängen

und Tänzen auf. Als sich Francesco de Medici mit Johanna von Österreich vermählte, erschienen Venus mit den Grazien, Jupiter, Juno, Saturn, Mars, Amor mit Hoffnung, Furcht, Fröhlichkeit und Schmerz; bei ihrem Auftreten verbreiteten sich Wohlgerüche im Saal. Diesseits der Alpen wurden für das neue Genre die berühmten Feste maßgebend, die Königin Maria von Ungarn, Statthalterin der Niederlande, in Bains, ihrem Bruder, Kaiser Karl V. und ihrer Schwester, der Königin Eleonore von Frankreich, gab. Lange Jahre waren sie sprichwörtlich und wer den Gipfel des Herrlichen bezeichnen wollte, sagte wohl: »mas brava (prächtiger) que las festas de Bains«. Auch hier war noch ein festes Schloß von tausend Mann erstürmt worden, aber die Damen waren als Nymphen, Jägerinnen, Oreaden, Najaden schon stark an der Mitwirkung beteiligt. Donna Beatrix Pacheco gewann die Palme als Pomona, aber auch die andern Schönen, in Silber und Grün à la nymphale bekleidet, d. h. mit Röcken, welche die Waden sehen ließen, wußten sich geltend zu machen. Von diesem Augenblick an fällt den Damen der Hauptanteil der Feste zu, besonders wenn diese auf dem Parkett stattfinden. Als Maria Stuart sich am 24. April 1558 mit dem Dauphin vermählte, wurde der Ball mythologisch belebt. Auf sechs Galeeren mit silbernen Segeln zogen die Fürsten in den großen Saal des Louvre, raubten die Prinzessinnen und brachten sie nach Colchis, wo Jason dem König die Universalmonarchie und der Dauphine die englische Krone verhieß. Bei einem Fest im Palais Bourbon, das bei der Hochzeit Margaretes von Valois mit dem König Heinrich von Navarra stattfand, war eine drehbare Maschinerie aufgestellt, die das Paradies vorstellte, in dem 12 Nymphen saßen. Auf der andern Seite des Saales befand sich die Hölle, von Teufelchen belebt, dazwischen die elysäischen Gefilde mit Bäumen und Blumen, durch Sterne von Kristall beleuchtet, in denen Kerzen brannten. Der König und seine zwei Brüder in voller Rüstung verteidigten das Paradies gegen irrende Ritter, die unter Anführung des späteren Heinrich IV. die Nymphen entführen wollten. Schließlich erschien Kupido, versöhnte die Streitenden, Ritter und Nymphen tanzten und ein Feuerwerk, das im Saal abgebrannt wurde, beschloß den Zauber. Die Königin Margarete, die Seele aller Feste am französischen Hofe, hat in

ihren Erinnerungen manche derselben beschrieben. Sie gibt vor, Brantôme anzureden, wenn sie sagt: »Gewiß vergessen Sie nicht, das köstliche Fest und das Ballett zu beschreiben, das meine Mutter, die Königin Katharina von Medici, zu Bayonne bei der Zusammenkunft meiner Schwester, der Königin von Spanien und des Königs Karl, meines Bruders, auf der Insel gab. Den Saal schien die Natur eigentlich dazu bestimmt zu haben, indem sie mitten auf jener Insel eine große ovale Wiese mit den höchsten Bäumen umgab, in deren Schatten die Königin-Mutter rings umher große Nischen anbringen ließ und in jeder dieser Nischen eine Tafel für zwölf Personen. Am Ende dieses Saales erhob sich die Tafel für die königlichen Personen auf vier Stufen von Rasen. Alle diese Tafeln wurden von Schäfern und Schäferinnen bedient, die in Atlas und Goldstoff, in verschiedenen Truppen und nach den verschiedenen Trachten aller französischen Provinzen gekleidet waren. Von Bayonne fuhr man nach dieser Insel in kostbar verzierten Gondeln und Kähnen, von Tritonen und Meergöttern umgeben, die auf Hörnern bliesen und schöne Verse sangen. Bei der Landung tanzten auf beiden Seiten des Weges jene Schäfer und Schäferinnen, jede Truppe die eigentümlichen Tänze ihrer Provinz. Die aus Poitou mit der Schalmei; die Provenzalen ihre Volte mit den Pauken; die aus Burgund und der Champagne mit der kleinen Oboe, der Geige und dem Tambour; die Bretonen das Passepied und den fröhlichen Branle-Tanz, und so fort, jede Provinz ihre eigentümlichen Tänze und ihre Musik. Nach dieser Ergötzlichkeit und nachdem die Tafel aufgehoben war, wurde ein großer helleuchtender Felsen von Satyrn hereingetragen; auf diesem Felsen erschienen Nymphen, die mit ihrer Schönheit und ihrem reichen Schmuck glänzender strahlten als die künstlichen Lichter, von denen der Felsen erleuchtet war. Dann stiegen diese Nymphen herab und tanzten ein Ballett, dessen vollkommene Schönheit das neidische Glück nicht ertrug und darum sich ein entsetzlicher Sturm mit Regen und Ungewitter erhob. Die Unordnung, als man sich in der Nacht auf den Kähnen zurückbegeben mußte, gab den folgenden Morgen ebensoviel Stoff zum Lachen, als das Fest selber Zufriedenheit verbreitet hatte.«
Königin Elisabeth liebte diesen Stil nicht weniger als ihre französische Cousine; in den Annalen der englischen Hof-

Pantoja de la Cruz, Unbekannte Dame *Prado, Madrid*

geschichte ist ja das Fest berühmt, das ihr Lord Leicester 1575 in Kenilworth gab, es hat bekanntlich Walter Scott den Vorwurf zu einem seiner berühmtesten Romane gegeben. Ihre Untertanen gewöhnten sie an Huldigungen in mythologischer Gestalt; wenn die Königin irgendeinen ihrer Edelleute auf seinem Landsitze besuchte, so wurde sie von Göttern empfangen und bedient; Venus, Kupido, Apollo, Merkur begrüßten sie, Nymphen und Faune, von Pagen und Stallknechten gespielt, huschten durch die Gärten, kurz, es geschah alles, um Elisabeth die Vorstellung beizubringen, ihretwegen sei der klassische Olymp auferstanden.

Man hat sich in Deutschland dem Modegeschmack unterworfen. Erzherzog Ferdinand und Philippine Welser begingen z. B.

die Vermählung des Frhr. Johann von Kolowrat mit großen Festlichkeiten, die durch lebende Bilder eingeleitet wurden. Der Erzherzog trat als Jupiter auf, der Herzog von Braunschweig als Apollo, Jaroslaw von Kolowrat als Ceres, der Bräutigam als Mars, Karl von Schurff als Odysseus an der Kette der Circe usw. Bis nach dem fernen Schlesien drang der Sinn für das Klassische; 1581 wirkt Hans von Schweinichen in einer heidnischen Mummerei mit, bei der die Kostüme aber nicht aus Seide und Goldstoff, sondern aus Glanzkattun mit langen Binden von allerlei Farben aus Zindel gemacht wurden. Bei einer solchen Maskerade, die am 7. Februar 1570 auf dem Schlosse Waldenburg stattfand, verbrannten die Grafen Georg und Eberhard von Hohenlohe, die im Kostüm wilder Männer, das aus Werg bestand, einer Fackel zu nahe gekommen waren.

In diesen Festen, die bereits alle Künste vereinigen, um unter Heranziehung von Gesang und Tanz eine freie Schöpfung der Phantasie hervorzubringen, erkennen wir die Wurzel der Oper. Diese Veranstaltungen, die jedem der Teilnehmer eine bestimmte Rolle aufnötigten, trugen den Charakter sorgfältig einstudierter Theatervorstellungen, deren Bühne der ganze Hof war. Sie erhielten diese Eigenart schon im Italien des Quattrocento, bildeten sie im Laufe des 16. Jahrhunderts zur Vollendung aus und behielten sie bei, bis erst Ludwig XIV. die Sache satt bekam und das Genre an die Berufsschauspieler überging, die aus der Hand der Hofgesellschaft eine fix und fertige neue Kunst empfingen. Sie hat zu ihrer Entwicklung eine ganze Weile gebraucht, denn wenn man auch in Florenz den Gottheiten, die man auftreten ließ, Gesangspartien übertrug, so waren dies doch keineswegs Arien, sondern Chöre, die hinter der Szene gesungen wurden. Die Partie der Venus wurde achtstimmig, die des Amor fünfstimmig gesungen, während die Inhaber der Rollen ihren Part auf der Bühne nur mimisch darzustellen hatten. Solche Umwege brauchte es, bis die Oper fertig wurde, wie wir sie hören und vor Augen haben.

Musik Die Italiener waren es, welche die Ausübung der Musik gesellschaftsfähig machten. Diesseits der Alpen galt Musizieren für eine Beschäftigung, die eines angesehenen Mannes unwürdig sei; es ist am Hofe Karls V. einmal ein gefährlicher Streit deswegen entstanden. In Italien liebte man es, in Gesellschaft

Wolfgang Kilian, Graf Raimund Fugger, 1553—1606
Radierung aus den Fuggerorum et Fuggerarum imagines

mehrstimmig zu singen, die Kompositionen von Josquin de Près wurden besonders geschätzt. Die Sitte war zu hübsch, um nicht auch bei uns Anklang zu finden; man sang vielstimmig zur Laute und es finden sich noch Tischplatten aus jener Zeit mit eingeschnittenen oder aufgemalten Noten und Texten. Die Reformatoren haben diese Geschmacksrichtung unterstützt. »Musican habe ich allezeit lieb gehabt,« sagte Luther, »wer diese Kunst kann, der ist guter Art und zu allem geschickt.« Als die freie Kunst dann in die Hände von Handwerkern geriet, war es freilich um sie geschehen, denn sie büßte mit der Freiheit auch die Schönheit ein. Der höfische Minnesang hatte sich unter das Volk verloren und war bei seiner Ausübung durch Schneider, Kürschner, Bäcker, Glaser und andere ihres-

gleichen zum Meistergesang entartet. Eine Kunst für kleine Leute und einen engen Horizont. Die mechanische Künstelei und ausgeklügelte Spielereien wurden das Wichtigere, die Verse entbehrten den Rhythmus, der musikalische Charakter ein stumpfsinniges Psalmodieren mit schwerfälligen Kadenzen überladen. Eine Volkskunst, aber beileibe keine Kunst für das Volk; die Meistersinger von Augsburg, Nürnberg, Ulm waren ängstlich darauf bedacht, daß ihre Schöpfungen nur ja nicht in den Volksmund kämen, sie verboten ihren Mitgliedern ausdrücklich, solche in den Schenken oder auf der Gasse zu singen. Sie handhabten Poesie und Kunst, der sie sich bemächtigt hatten, mit der gleichen Ahnungslosigkeit, wie ihre heutigen Standesgenossen Verwaltung und Politik, weder damals noch jetzt wußten die Dummköpfe, worauf es dabei ankommt.

Unter den deutschen Fürsten gab es viele Musikfreunde, die Kurfürsten von Sachsen ließen sich von ihren Kapellen auch auf die Reichstage begleiten, in Speyer erregte der Kurfürst von Sachsen 1544 förmliches Aufsehen durch die Musik, die er bei dem Gottesdienst mit Lauten, Querpfeifen, Zinken und Geigen und Trommeln abhalten ließ. München hat den Ruhm, unter den 60 Sängern der Hofkapelle des Herzogs Albert bereits sechs Kastraten besessen zu haben, die ersten, von denen man in diesem Zusammenhange hört.

Theater Die Oper ist eine Neuerwerbung, die das 16. Jahrhundert der künstlerischen Kultur hinzufügte, im Drama hat es dagegen von der Erbschaft des Mittelalters, die es überkam, so manches aufgegeben. Die Aufführungen der Mysterien, bis dahin eine Lieblingsunterhaltung und Betätigung ganzer Bürgerschaften, finden allmählich ihr Ende, trotzdem oder weil sie gerade jetzt mit dem allergrößten Prunk wie z. B. in Bourges 1536 gespielt werden, wo man die Ausgaben für die Kostüme und den Schmuck auf Millionen schätzt. 1514 stiftete Herzog Georg von Sachsen noch 2000 Goldgulden, um alljährlich am Gründonnerstag die Passion aufführen zu lassen, aber kaum ein Jahrzehnt später hat die Reformation diesen Veranstaltungen ein Ende gemacht. Die Zünfte spielen zwar noch immer gern Theater und mit Vorliebe religiöse Stoffe, aber der Betrieb verliert den naiven Zug der alten Zeit. Einmal wird die Bühne ein pädagogisches Moment. Schon Luther liebte das Komödienspiel, weil es gleich einem Spiegel lehre, wie sich ein jeglicher

Juan Pantoja de la Cruz, Infantin Isabella Clara Eugenia, Erzherzogin von Oesterreich, 1599 *Alte Pinakothek, München*

halten solle und wenn er das Schultheater empfahl, so hat sein Freund Melanchthon an seiner Privatschule dauernd lateinische Stücke von den Schülern spielen lassen. Das Theater des Gymnasiums in Straßburg i. E. ist in dieser Zeit geradezu berühmt gewesen. Auch die Jesuiten waren viel zu klug, um sich ein so wertvolles Mittel der Propaganda entgehen zu lassen. Sie hatten nicht sobald in Deutschland Fuß gefaßt und Schulen einzurichten begonnen, als sie auch schon mit Theateraufführungen vor das Publikum traten, die alles von protestantischer Seite Gebotene tief in Schatten stellten. In München führten sie ein Drama Constantinus auf, in dem 400 Reiter in schimmern-

Die Infantin Isabella Clara Eugenia
Gestochen von J. Müller nach dem Bilde von Rubens

den Rüstungen das Bühnenbild belebten. Als sie zur Einweihung der Michaelshofkirche 1597 das Drama »Esther« spielten, wirkten in demselben 900 Choristen mit und die Schluß-Szene endete mit dem Sturz von dreihundert Teufeln in die hochauflodernden Flammen der Hölle.

Der andere Faktor, welcher der Dilettantenbühne Abbruch tat, war das Berufsschauspielertum, das sich im 16. Jahrhundert, wenn auch nicht auf deutschem Boden, einen festen Platz erringt. In Italien schuf es die Commedia dell'Arte, die ohne festumschriebenen Text, nur nach einem verabredeten Szenarium gespielt wird, wobei der Dialog mit allen Pointen in das freie Ermessen der Spielenden gestellt erscheint. Der Beifall, den sie errang, war so groß, daß die Typen der Stegreifkomödie von München aus Deutschland und von Paris aus Frankreich eroberten. Spanien war das erste Land, das bereits im 16. Jahrhundert Frauen auf der Bühne sah und die Berufsschauspielerin kannte; in allen andern Ländern wurden die weiblichen Rollen von jungen Männern gespielt und erst das 17. Jahrhundert erlebte, daß in Deutschland, England und Frankreich die Frau sich die Bühne eroberte. Das englische Theater war fest organisiert, so fest, daß Eltern gezwungen werden konnten, ihre Söhne der Bühne zu überlassen, wenn sie Begabung zeigten. »In London«, schreibt 1585 Samuel

Kiechel, »werden teglich comoedien gehalten, sonderlichen ist lustig zusehen, wann der königin comedianten agiren«, den braven Schwaben wurmte es nur, daß bei Novitäten die doppelten Eintrittspreise erhoben wurden. Unter der Regierung Elisabeths schenkte England der Welt in Shakespeare den größten dramatischen Dichter, den wir kennen, den einzigen, dem es in seinen Dichtungen vergönnt war, alle Höhen und Tiefen der menschlichen Seele zu durchmessen und sich über alles auszusprechen, was nicht nur Herz und Gemüt der Zeitgenossen rührte, sondern was die Menschheit bewegen wird, so lange noch Liebe und Haß die Beziehungen der Geschlechter regeln werden. Die englischen Komödianten kamen auch in mehreren Truppen nach Deutschland, gerufen von Theater liebenden Fürsten, wie dem Herzog von Braunschweig, dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Kurfürsten von Brandenburg und auf eigenes Risiko. Balthasar Paumgartner schreibt 1592 seiner Frau aus Frankfurt a. M., daß er dort englische Komödianten getroffen, »so perfect mit springen und tanzen, dergleichen ich noch nie gesehen oder gehört habe«. Er rühmt auch ihre köstliche und herrliche Kleidung, die allerdings auffallend genug gewesen sein muß, da sie das stärkste Mißfallen der Moralprediger erregte. Von einer deutschen Bühnendichtung

Unbekannter Meister, Art des Coello, Die Infantin Isabella Clara Eugenia, Tochter König Philipp II. *Galerie, Versailles*

wagt man in dieser Zeit nicht zu sprechen, wie fruchtbar Hans Sachs auch gewesen sein mag, die Stücke, die er schlecht und recht zusammenreimte, sind über die Kreise der Handwerker nicht hinausgedrungen, ja, es ist zweifelhaft genug, ob sie je über die Ringmauern Nürnbergs hinaus bekannt geworden sind.

Tanz Ob mehr oder weniger theatralisch, bei keinem größeren Feste hat der Tanz gefehlt. Er bestand seinem ursprünglichen Zuschnitt nach in Springen, Drehen, Rennen und Laufen, bei dem die Teilnehmer sich anscheinend oft sehr ungebärdig benahmen, sie schrien aus vollem Halse und warfen ihre Tänzerinnen so hoch, daß ihnen die Röcke über den Kopf flogen. Die Magistrate haben manche Verordnung darüber erlassen, daß Manns- und Weibspersonen beim Tanzen züchtig und gebührlich bekleidet sein sollten, kein Mann ohne Rock, nur in Hosen und Wams tanzen dürfe, Frauen und Jungfrauen nicht verdreht und herumgeschwenkt werden dürften. Daß die Paare sich umfaßten und miteinander drehten, gab starken Anstoß, das »unverschämte Ummekuseln«, wie es plattdeutsch hieß, war dauernd mit Strafen bedroht. Andreas Osiander schreibt 1550 an Hieron. Besold in Nürnberg, daß auf der Hochzeit seiner Tochter jeder, der sich im Kreise drehte, Strafe zahlen mußte, und Barthol. Sastrow war empört, daß er auf seiner eignen Hochzeit deswegen von dem Magistrat in Greifswald gestraft wurde. Die Reformatoren waren in ihren Anschauungen weitherzig. »Tänze sind eingerichtet und zugestanden worden,« sagte Luther 1540 bei Tische, »damit artiges Benehmen gelernt werde im Verkehr, und Freundschaft und Bekanntschaft geschlossen werde unter Jünglingen und Jungfrauen.« Melanchthon tanzte selber mit Vergnügen, was ihm von seiner Umgebung allerdings verübelt wurde, denn bereits machte sich unter der protestantischen Geistlichkeit ein sauertöpfisches Wesen bemerkbar. Der Pfarrer Melchior Ambach in Frankfurt a. M. erklärte das Tanzen für Sünde, denn es gründe sich auf kein Gotteswort und seine Amtsbrüder wetterten gegen »die adligen, tollen, bübischen, unzüchtigen Tänze«. Vielleicht ist es manchmal etwas wüst zugegangen; die Zimmerische Chronik behauptet, ein Franzose, der in Straßburg dem Tanzen zugesehn habe, glaubte, die Leute seien unsinnig und litten an der maladie de St. Jean. In den

Unbekannter Meister, Art des Clouet, Ball am Hofe König Heinrich III. von Frankreich, 1581 — *Louvre, Pari-*

Reichsstädten hatten die oberen Stände ihr eignes Tanzhaus, das in Augsburg ist erst 1632 abgerissen worden, worin die Geschlechtertänze nach alter Sitte stattfanden. Montaigne, der 1580 in Augsburg war, beschreibt, wie es dabei zuging: »Sie nahmen das Frauenzimmer bei der Hand, die sie ihr zugleich küßten, legten sodann ihre Hand auf ihre Schulter, faßten sie um und drückten sie dermaßen an sich, daß die Backen zusammen lagen. Das Frauenzimmer legt unterdessen ihre Hand auf seine Schulter und in dieser Stellung gehen sie herum. Die Mannspersonen haben ihre eignen Sitze, die ganz von den Frauenzimmer ihren abgesondert sind, denn es scheint, als hätten sie nicht gern viel miteinander zu tun.« Da hätte ihn nun allerdings Hans von Schweinichen, der fünf Jahre zuvor in Augsburg gewesen war, eines besseren belehren können. »Ist der Brauch,« schreibt der schlesische Ritter, »daß allemal zwei Personen, so lange rote Röcke an haben mit einem weißen Ärmel vortanzen . . . . . wenn sie sich drehen, so mögen sich die tanzen auch verkehren, sowohl wenn sie sich im Tanzen herzen, so mag der Junggeselle die Jungfrau, so oft es von ihnen beschied, auch herzen. Werden oft bestochen, daß sie sich oft herzen, mit 1/2 Taler wird viel Herzen zuwege gebracht.« Im Gegensatze zu dem Naturtanze der Deutschen pflegten die romanischen Völker den Tanz als Kunst, in Italien entstand im 16. Jahrhundert eine umfängliche Literatur darüber. Sie besaßen wohl eine besondere Begabung; Montaigne, der in Lucca einen Ball gab, auf dem für die Herren und Damen Preise ausgesetzt waren, erzählt, daß eine Dame mit einer Schale voll Wasser auf dem Kopfe getanzt habe, ohne einen Tropfen zu verschütten. Der italienische Stil beeinflußte die französischen Tänze, die weniger lebhaft gewesen sein müssen als die deutschen, denn die Ideen der Reformation wurden dadurch am Hofe so sehr beliebt, daß Clement Marot die Psalmen als Tanzlieder komponierte, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. Aus Italien kam die Mode, Komplimente einzumengen, aus Spanien der Gebrauch der Sprünge. Bereits Vivès, der Erzieher der Töchter der Königin Isabella, hatte sich gegen die Tanzwut ausgesprochen, das Hüpfen der Mädchen und das dabei erfolgende Küssen getadelt. »Welches Vergnügen«, rief er aus, »liegt darin, sich Nächtelang mit Sprüngen anzustrengen, als

Unbekannter Meister, Art des Clouet, Ball am Hofe König Heinrich III. von Frankreich — *Louvre, Paris*

könne man nie genug davon bekommen?« Die Jugend gab dem alten Mann Unrecht und wenn wir uns auch nur schwer vorstellen können, wie die Damen in ihrer behindernden Kleidung es sollten ermöglicht haben, große Sprünge beim Tanzen zu machen, so war z. B. die spanische Algarde ein Tanz, bei dem dies erforderlich war und der vielleicht deswegen in Deutschland sehr beliebt war. Am französischen Hofe, dessen Ballette Balthazar de Beaujoieulx schrieb, waren die ausländischen Tänze en vogue. Brantôme begeistert sich über den Anblick, den Margarete von Navarra darbot, wenn sie mit ihrem Bruder, König Heinrich III., die spanische Pavane tanzte, »bei dem Grazie und Majestät sich liebenswürdig miteinander paaren, oder eine majestätische Ruhe, wenn sie stehen blieben, worin bald eine angenehme Munterkeit, bald ein schöner und ernster Stolz zum Ausdruck kamen«. Die Geschwister führten auch den italienischen Pazzameno miteinander auf, »worin sie bald mit ernster Haltung und Miene und mit feierlichem Schritt marschierten, bald nur dahin schleiften, bald so schöne, artige und ausdrucksvolle Passagen machten«, daß der Hof, wie sich von selbst versteht, begeistert war. Sonst tanzte man Branles, Volten, Couranten, Gaillarden, die auch Felix Platter lernte, als er sich in Montpellier aufhielt.

Spiel Nach dem Tanz kommt wie immer das Spiel, Würfel und Karten behaupten sich in der Gunst; die in Ulm fabrizierten Spielkarten gingen fässerweise ins Ausland. Es gab leidenschaftliche und vermessene Spieler genug in Deutschland. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg verspielte in Nürnberg 1542 in zwei Sitzungen 40000 fl., die Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp bei Rhein mußten infolge ihrer Spielverluste bei einem Nürnberger eine Summe von 200000 fl. aufnehmen; der Landgraf Philipp von Hessen war so gewöhnt, immer zu verlieren, daß, als er einmal bei einem Spiel mit den Kurfürsten im Römersaal in Frankfurt a. M. gewann, er hinging und das Geld zum Fenster hinauswarf. Sie fanden unter Adel und Bürgern Nachfolger genug; Schärtlin von Burtenbach erzählt selbst, daß er in Neapel in einer Stund 5000 Dukaten im Spiel verlor und von Hieronymus Welser hört man, daß er 1530 auf einen Sitz 120000 fl. verspielte!

Jagd Die Jagd war eine Zerstreuung, welche die Fürsten und der reichsunmittelbare Adel immer mehr für sich allein in Anspruch

nahmen, Graf Oettingen ließ Schärtlin wissen, den kleinen Edelleuten stünde nur die Jagd auf Eichhörnchen und Igel zu. Landgraf Philipp von Hessen schrieb in seinem Testament: »Die Wildfuhr ist gut, daß sie unsere Söhne hegen, denn hätte Gott kein Wildbret haben wollen, so hätte es S. Allmächtigkeit nicht in die Arche Noah nehmen lassen.« Jedenfalls wurde das Wild so gepflegt, daß schon im 16. Jahrhundert die Frage laut wurde, wer es wohl besser habe, das lang gehegte und kurz gehetzte Wild oder der ewig gehetzte und nie gehegte Bauer. Der Herzog von Württemberg konnte 1574 in Blaubeuren an einem Tage 100 Stück Wild erlegen, so daß Joachim von Wedel mit Recht bemerkt: »Die großen Herrn übermachens gar mit dem jagen und wildbahnen. Was sie damit bei der armuth für seufftzen und wehklagen erwecken, kann nicht genug gesagt werden.« Barthol. Sastrow gönnt dem Kurfürsten von Sachsen förmlich seine Niederlage bei Mühlberg »auf der Lochauer Haide, wo er seiner großen Jagdlust gefrönet hatte, zum höchsten Ärgernis seiner Untertanen und zu ihrem Verderben an Leib und Gut«. Manche Hofordnungen befahlen zwar, es solle beim Jagen »den armen leuten an getreide und vieh kein Schade beschehen«, aber es ist bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts nur schlimmer damit geworden.

Essen und Trinken

Kein Tag, geschweige denn ein Fest, ohne Essen und Trinken. In Deutschland aß man viermal im Tag und ging um 7 oder 8 Uhr spätestens schlafen; am französischen Hofe nahm man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das Mittagessen um 10 Uhr und das Abendessen um 4 Uhr ein. Mit diesen Zeiten ist man vorgerückt; Karl V. z. B. aß um 11 Uhr zu Mittag und speiste um 7 Uhr zu Nacht, man ging an seinem Hofe im Sommer um 10 und im Winter um 11 Uhr zu Bett. Man benutzte Brotschnitten zur Unterlage für die Speisen oder Holzteller; 1517 kaufte Anton Tucher sich 100 geschlagene zinnerne Teller, »die man an tellerprot stat auflegt«. Markgraf Johann von Küstrin wollte sein Silbergeschirr nur benutzen, wenn Fremde zu Besuch wären, sonst aber von Zinn speisen. Steingut war ein seltener Artikel; Herzog Ferdinand von Bayern hebt 1579 hervor, daß er von Philippine Welser auf Majolika-Tellern bewirtet worden sei. Man bediente sich zum Essen der zehn Finger, wenn's hoch kam, der Löffel, aber 1580 wunderte sich Montaigne noch in der Schweiz, daß man bei Tische

soviel Löffel hinlege als Gäste da seien, auch fällt ihm als erstaunlich auf, daß die Leute nicht mit den Fingern in die Schüsseln fahren, sondern mit dem Messer. Bestecke gab es noch nicht, das Messer mußte man zum Essen mitbringen und Gabeln werden zwar erwähnt, seit 1535 in Spanien, aber sie waren zum Transchieren bestimmt. Karl V., der nach dem Bericht Mocenigos soviel aß und trank, daß sich jedermann wunderte und am liebsten die schweren Speisen, die sein Magen nicht vertragen konnte, weil er wegen seiner wenigen und schlechten Zähne nicht kaute sondern schlang, aß immer mit den Fingern. »Er ließ sich nichts vorschneiden«, beschreibt Sastrow die Manier des Kaisers, »brauchte auch das Messer nicht viel, sondern brach es mit den Fingern auseinander, zog die Schüssel unter das Kinn und aß so natürlich, reinlich und sauber, daß man seine Lust daran zu sehen hatte.« Nach der Beschreibung, die der Franzose Gilbert Calviac 1559 gab, aßen seine Landsleute mit halboffenem Munde, während die Deutschen den Mund beim Essen geschlossen hielten.

Man aß viel Fische, mehr gesalzene, getrocknete und geräucherte als frische, die, wenn sie weit transportiert werden mußten, sehr teuer zu stehen kamen; Anton Tucher bezahlte 1509 in Nürnberg die Bachforelle das Stück mit 1½ fl. Feine Gemüse und Salat waren in Deutschland nicht bekannt, man war auf Sauerkraut, Rüben, Kohl, Erbsen und Hirse beschränkt, Eierspeisen gehörten zu den Seltenheiten. Von Obstsorten kannte man Äpfel, Birnen, Nüsse, Kirschen und Pflaumen. Alle Speisen wurden stark mit Gewürz versetzt, Ingwer, Koriander, Fenchel, Anis und Kümmel spielten in der Küche eine große Rolle, »weill«, wie die Hofordnung Herzog Johann Albrechts von Mecklenburg aus dem Jahre 1560 erklärt, »mit gewürtz viel butter zu ersparen«. Im Haushaltungsbuche Anton Tuchers fällt denn auch der starke Verbrauch von Safran, Muskat u. dgl. Ingredienzien stark ins Gewicht. Zucker war so kostbar, daß man mit einigen Pfunden Kaisern und Königen Geschenke machen durfte; als Lukas Geizkofler 1577 in Dôle seinen Doktor gemacht hatte, schenkte er dem Rektor Magnificus ein halbes Pfund Zucker als Ehrengabe. Er war ein Spekulationsobjekt, der Zentner stieg in Nürnberg von 1516, wo er 12 fl. gekostet hatte, bis 1518 auf 20 fl. und man muß berücksichtigen, daß man damals 25 fl. als ausreichend für den

Hans Sebald Beham, Der verlorene Sohn. Ausschnitt

Holzschnitt. B. 128

Lebensunterhalt eines Mannes der mittleren Stände während eines ganzen Jahres betrachtete. Petersilie war ein Gewürz, das man erst in Frankreich kennen lernte, ebenso wie Oliven und Kapern. Zwischen 1520 und 1530 wurde der Buchweizen in der Provence eingeführt, er vertrat als Volksnahrungsmittel die Stelle der Kartoffel. Im allgemeinen legte man mehr Wert auf die Quantität, die man verzehrte, als auf die Qualität; wem es um Leckerbissen zu tun war, der griff zu ganz merkwürdigen Dingen, wie Schwänen, Pfauen u. dgl., die man mehr der Sonderbarkeit wegen schätzte, als wegen ihres Wohlgeschmacks. Um die Küchen scheint es nicht immer sehr gut bestellt gewesen zu sein; Kurfürst Joachim II. von Brandenburg befiehlt, »daß die Köche reiniglicher kochen als bisher«, und Herzog Albrecht Friedrich von Preußen hält für nötig, anzuordnen, »daß der Koch in keinem Topf koche, er habe ihn vor rein ausgewaschen«.

Man aß ungeheuer viel und trug zu einer Mahlzeit soviel auf, wie bei uns (vor dem Kriege) wohl für ein Dutzend oder mehr Diners gereicht hätte. Bei den kaiserlichen Festmahlen erschienen 5—6 Gänge auf der Tafel, jeder von 8—10 Gerichten, außer dem Konfekt; 1566 gab Kaiser Ferdinand in Augsburg den Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz ein Gastmahl, bei dem 5 Gänge, jeder von 125 Speisen, aufgetragen wurden. Der Rat der Stadt Braunschweig gab 1569 dem Herzog Julius ein Bankett, bei dem man von 12—4 Uhr tafelte. Es wurden 12 Gänge aufgetragen: 1. Rindfleisch mit Suppe; Braten, Hasen, Rebhühner, Birnen und Pasteten. 2. gekochte Vögel und frischen Lachs. 3. Hirsch in Semmel gebraten und Weinmus. 4. Hirschwildbret und Mandelkäse. 5. Hirschpastete und Schaffleisch. 6. Gebratene Vögel. 7. Gebratene Ferkel und Forellen. 8. Mandeltorte und Gründlinge. 9. Ferkel in Gallert. 10. Muscheln und Gebäck. 11. Krebse, Karpfen und Pasteten. 12. Bratfische, Gebackenes und Parmesankäse. Dazu wurden getrunken: 15 Faß Märzenbier, ein Faß starkes, 8 Tonnen Weißbier, zwei Faß Einbecksches Bier, vier Faß Mumme und 7½ Ohm Rheinwein.

Hans von Schweinichen gab 1576 ein Fest, bei dem er 30 Gästen 100 warme Essen ohne das Konfekt servieren ließ. Die Grafen von Zimmern besuchten einmal einen niederländischen Edelmann auf seinem Landsitze bei Antwerpen; man setzte ihnen, da es ein Fasttag war, 200 verschiedene Fischgerichte

Giacomo Franco, Vornehmes Paar *Radierung aus Habiti delle Donne Venetiane*

vor, ohne Konfekt und Früchte zu rechnen. Auf den Hochzeiten hat man förmlich gefressen. Raphael Geizkofler bewirtete 1583 in Innsbruck 76 Gäste mehrere Tage lang; sie erhielten zu jeder Mahlzeit vier Gänge, jeden von 5 — 6 verschiedenen Speisen; die 50 Freunde, die sich Lukas Geizkofler 1590 in Augsburg geladen hatte, verzehrten zusammen 12 Kapaune, 8 Indiane, 2 Hennen, 18 Rebhühner, 33 Pfund Kalb- und 20 Pfund Rindfleisch, dazu 10 Pfund Wurst. Der Hofstaat des Markgrafen von Küstrin erhielt 1561 dreimal in der Woche Fleisch und viermal Fisch; an den Fleischtagen gab es mittags

vier verschiedene Fleischgerichte und Zugemüse, abends drei Fleischgerichte und Zugemüse; an den Fischtagen jedesmal drei verschiedene Gerichte frischer oder getrockneter Fische und Zugemüse. Am Hofe des Herzogs Johann Friedrich von Pommern wurden 1575 mittags und abends je 8 Gerichte aufgetragen. Diese Schlemmerei war durchaus keine deutsche Eigentümlichkeit. Der Haushalt der Kinder Katharinas von Medici umfaßte ein Küchenpersonal von 57 Köpfen, das Tag für Tag verbrauchte: 23 Dutzend Brote, 18 Rinderbraten, 8 Schafe, 4 Kälber, 20 Kapaune, 120 Hühner, 3 Lämmer, 6 Gänse und 4 Hasen. Unter diesen Umständen wirkt die Erscheinung eines Mäßigkeitsapostels, wie Luigi Cornaro, geradezu wie eine Wohltat; er erzählte den Zeitgenossen, wie alt er geworden sei und wie gesund und frisch er sich fühle und hoffte, sie dadurch ebenfalls zur Enthaltsamkeit bewegen zu können. Man erfährt nicht, ob es etwas genutzt hat.

In bezug auf das Trinken behauptet Deutschland die erste Stelle, aber leider keinen Ehrenplatz. Es war Gerardus Buccoldianus, der wohl im Sinne aller seiner Volksgenossen sprach, als er 1529 nachwies, Trunkenheit sei der älteste Brauch der Menschheit; sie tue dem Körper wohl und für den Geist gäbe es überhaupt nichts Besseres. Jedenfalls hat man sie den Deutschen jener Zeit nicht erst anzupreisen brauchen, sie waren ihr so wie so verfallen. Eher hätte man sich aller sieben Todsünden schuldig machen dürfen als einen Verstoß gegen den Trink-Komment zu begehen. Einen Trunk schuldig bleiben war die gröbste Beleidigung, die man jemand zufügen konnte, sie zog die schwersten Händel nach sich oder üble Strafen. Herzog Wratislaw von Pommern mußte sich gefallen lassen, zur Pön eines Versehens beim Zechen »zu Wasser geritten« zu werden, d. h. er mußte einen der Trinker auf den Rücken nehmen und auf allen Vieren zu einer Schale kriechen, die man absichtlich verunreinigte und sie austrinken. Es gab ein ungeschriebenes Trinkrecht, das Deutschland in alte und neue Trinkländer einteilte, Schwaben, Bayern, Franken und der Oberrhein galten für neue. Der venezianische Legat Badoer schreibt, einen mäßigen Deutschen halte man für krank, und in der Tat notierte Lupold von Wedel in seinen Kriegs-Erinnerungen aus dem Jahre 1592 »wiewohl auch ein Soldat dem König dienet, welcher nimmermehr getrunken,

Hieron. Wierx, Eleonore von Bourbon, Prinzessin von Condé
Radierung. Alvin, 1999

dieses ich wunderhalben hier einsetzen müssen«. Die Deutschen fühlten sich beleidigt, wenn man in Rom einen Berauschten ein Schwein nannte, auf ihre Anschauung aber, »übergroß Trinken für ein ehr zu halten«, wie die Zimmerische Chronik sich ausdrückt, wollten sie nicht verzichten. An Anstrengungen, sie dazu zu vermögen, hat es nicht gefehlt. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1558 lud der Kaiser die anwesenden Fürsten zu sich und bat sie, sie möchten doch wenigstens für die Dauer dieses Reichstages sich des Volltrinkens enthalten,

damit die Verhandlungen besser vonstatten gingen. 1517 stiftete Sigismund von Dietrichstein die St. Christoph-Gesellschaft als einen Mäßigkeitsorden gegen die Vollsauferei; 1524 gründeten die Pfalzgrafen und Herzoge von Bayern in Heidelberg eine Vereinigung, die gegen die Unsitte des Zutrinkens ankämpfen wollte, aber von vornherein auf ein Wirken in Sachsen, Brandenburg, Pommern und Mecklenburg verzichtete. 1592 machten Christoph Vitzthum von Eckstädt und Vespasian von Reynsberg einen Bund, bei Strafe von 1000 fl. nie mehr als täglich drei Flaschen Wein trinken zu wollen, aber das waren weiße Raben. Wenn Luther am sächsischen Hofe gegen das Saufen predigte, so belehrten ihn die Herren von Taubenheim und Minckwitz darüber, daß das nicht anders sein könne; Musica, Ritter- und Saitenspiel sei gefallen, nur mit Saufen gewönne ein Mann bei Hofe Geltung und Ehren. In Ambras stiftete 1567 Erzherzog Ferdinand ein Heiligtum des Bacchus. Herren, die in diese Gesellschaft aufgenommen werden wollten, mußten 1/2 Liter-Glas auf einen Zug bis zur Nagelprobe leeren, Damen ebenso 1/4 Liter-Glas. Die Stammbücher, in die sich die Mitglieder Gewordenen dann eintragen durften, enthalten mehrere hundert Inschriften und werden noch bewahrt. Auch an anderen Höfen gab es ähnliche Trinksitten mit den gleichen Stammbüchern. Es war eine Schande für den Wirt, wenn sein Gast nüchtern blieb. Paulus Behaim, ein Student von 17 Jahren, besuchte 1572 einen Verwandten in Wittenberg und rühmt der Mutter in seinem Briefe: »mich also traktieret, daß ich kaum ein tag bin nüchtern gewesen«. Ein hessischer Edelmann, namens Keidel, besuchte in Orleans zwei Landsleute, »die ließen ihn nie auf den Boden kommen«, berichtet die Zimmerische Chronik, »er ward in 14 Tagen und Nächten nie nüchtern«. Hans von Schweinichen schreibt sehr zufrieden über seine Besuche an diesem oder jenem Hofe: »bin ich wohlgehalten und allezeit mit starken Räuschen zu Bett geleitet worden« oder »ich meinen Dienst verrichtet und alle Tage einen Rausch gehabt, wie denn der (Hof) Marschall Brauch ist«, rügt dagegen sehr stark, daß man ihm am Pommerschen Hofe in Güstrow »in drei Wochen nicht mehr denn vier Räusche angehängt hat«. Will ein Ausländer einen Deutschen ehren, so gibt er ihm zu viel zu trinken. 1580 ist Lupold von Wedel Gast des Lord Hunsdon in Berwick,

»haben ein Gesoffe über iren Gebrauch mit uns angefangen«, schreibt er, »große Gläser uns zugedrunken, welches uns nur zu Gefalle geschehen, weil alle Nation von der Teutschen Saufen zu sagen wissen«. Man trank von einheimischen Weinen Elsässer und Rheinwein, »die deutschen Fürsten ersäufen sich in Rheinwein«, schreibt Mykonius aus Frankfurt a. M., versetzte die Eigengewächse aber gern mit Salbei, von ausländischen Weinen war der Malvasier beliebt, der aus Morea kam, der Reynfal, der in Istrien reifte und die italienischen Sorten. Da diese Weine sehr teuer waren, so wußte man sie sich an manchen Höfen billig zu verschaffen; an den brandenburgischen Hof kamen Rheinwein, Malvasier und andre gute Tropfen als Abgaben, welche Leipziger, Hamburger, Frankfurter, Stralsunder Kaufleute dafür entrichteten, daß sie und ihre Warenzüge auf der Durchreise durch die Mark den Schutz des Kurfürsten genossen. Obstwein wurde zum ersten Male 1531 in Frankfurt a. M. hergestellt. Bier braute man selbst, im Laufe der Zeit aber gewannen einzelne Orte einen besonderen Ruf für ihr Erzeugnis, Anton Tucher in Nürnberg ließ sich Einbeckisch und Torgauer Bier in Fässern kommen.

Reisen

Bei dem Mangel an Wegen, der schlechten Beschaffenheit der existierenden Straßen und ihrer großen Unsicherheit sollte man glauben, daß Vergnügungsreisen im 16. Jahrhundert zu den Ausnahmen gerechnet hätten, aber das ist weit weniger der Fall, als man glauben sollte. Noch hatten merkwürdigerweise nicht einmal die Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande ihr Ende erreicht, die meist von Venedig auszugehen pflegten. Einzelne Pilgerreisende schlossen sich dabei gern größeren Gesellschaften an und so sind die Grafen Albrecht von Löwenstein, Bartholomäus Khevenhiller, Nikolaus Christoph Radziwill u. a. mit großem Gefolge in Jerusalem angekommen. Man kleidete sich dazu, wie Samuel Kiechel verrät, »Pilgramsweis von schlechten grauen Futtertuch, lange röckh cassac, hosen und hut aller grau.« Es fehlte aber auch sonst nicht an Männern, welche die Ferne anlockte, und man möchte beinah Globetrotter sagen, wenn man erfährt, daß z. B. Hans Jakob von Breuning sechs Jahre unterwegs war, um die Welt zu sehen, daß der Ulmer Bürgersohn Samuel Kiechel vom 23. Mai 1585 bis 30. Juni 1589 ununterbrochen unterwegs war, um Deutschland, England, Dänemark, Schweden, Rußland, Italien, das Heilige Land,

Ägypten, die Türkei kennenzulernen. Adam von Schlieben reiste so oft er konnte und Lupold von Wedel litt es ebenfalls nicht in der Heimat; selbst ein Volk, das sich so ungern von Haus entfernt, wie die Franzosen, hat in Brantôme eine Ausnahme besessen, einen fahrenden Ritter, der jahrelang in Italien, Spanien, England und Schottland herumabenteuerte. Man darf sich darüber wundern, denn Reisen zum Vergnügen waren weder die Zeitverhältnisse noch die Umstände günstig. Vor Mainz bleibt Breunings Wagen im Schlamm der Landstraße stecken und er muß ihn im Stiche lassen; Kiechel, der zu Pferde reist, findet es beinah unmöglich, von Wittenberg nach Berlin zu kommen, so hinderlich erweist sich der Sand und wer vollends das Meer befuhr, mußte sich mit Geduld wappnen. Kiechel braucht von Venedig nach Tripolis in Syrien volle 71 Tage. Dazu die ewigen Kriege, die Freibeuter in ganzen Scharen auf die Landstraße entließen. Breuning muß sich falscher Pässe bedienen und »ganz geringer Kleidung wegen etlicher gefährlicher Orte in den Niederlanden«; auf der Grenze zwischen Frankreich und den Niederlanden ist Kiechel in größter Gefahr; Lukas Geizkofler wird bei Bésançon rein ausgeplündert und gelangt später nur unter den größten Gefahren von Padua nach Deutschland zurück. Wer allen Nachstellungen glücklich entging, bekam fast notwendig Händel mit der Post, wie Benvenuto Cellini mit dem bösen Postmeister in Siena, kurz, man findet es verständlich, daß Reisende, die angeblich zu ihrer Unterhaltung, ohne besonderen Zweck reisten, mit sehr mißtrauischen Augen angesehen wurden. Als Lupold von Wedel 1580 Frankreich durchquert, hat »der Jubernator von Niort mir hart angesprochen«, wie er berichtet, »aus was Orsachen ich in dissen gefehrlichen zeiten durch das lant passiren durfte, mir in solche gefar auf so weite Wege zu begeben?« Diese Vorwürfe waren sehr berechtigt; weit vornehmeren Leuten als dem einfachen pommerschen Edelmann sind die Reisen, die sie ausführten, schlecht bekommen. Kardinal Castellesi, der sich 1521 von Venedig nach Rom zum Konklave begab, ist unterwegs spurlos verschwunden.

Wirtshäuser

Schon die Wirtshäuser genossen den schlechtesten Ruf, selbst die armseligen fahrenden Schüler, mit denen Thomas Platter sich durchbettelt, entgehen in einer Herberge bei Nürnberg

Crispin de Passe, König Philipp III. von Spanien und seine Frau Margarete von Oesterreich, 1602 Radierung. (Franken 818)

nur durch einen Zufall den Händen von Mördern. Andere waren weniger glücklich; ein Wirt, der ein Gasthaus auf dem Wege von Wien nach Krems besaß, ließ seine Gäste in einen tiefen Turm fallen; als man 1582 seinen Missetaten auf die Spur kam, fand man an erbeutetem Geld 35000 fl. in bar bei ihm und wies ihm 185 Morde nach, die er an Reisenden begangen hatte. Nur über einige Unterkunftsstätten der größeren Städte hört man freundlichere Urteile. Erasmus von Rotterdam war entzückt von den Gasthäusern in Lyon und ihrer weiblichen Bedienung; sie seien ein so angenehmer Aufenthalt, meinte er, daß es ein Wunder wäre, wenn man loskäme. Montaigne rühmt das Wirtshaus zur Krone in Chalons,

wo die Gäste von Silber speisen und in seidenen Betten schlafen; von den Schweizer Gasthäusern dagegen will er nicht viel wissen, sie führten zwar gute Küche, seien aber unsauber. Die italienischen Hotels (?) waren berüchtigt; Balthasar Paumgartner wohnt auf seinen Geschäftsreisen in Italien am liebsten bei Bekannten, nur um nicht die Wirtshäuser aufsuchen zu müssen,» inn denen alle bett voller wantzen seind«. In Rom galt die locanda dell' Orso für die beste, hier logierten die vornehmsten Reisenden. In Deutschland war es nach den Gegenden verschieden, in den Dörfern der Mark konnte Samuel Kiechel weder Brot noch Essen für Geld bekommen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts genoß das Gasthaus zur Linde in Augsburg von Jorge Lindenmayer gehalten, einen sehr guten Ruf. Hier stieg u. a. Montaigne ab. Hans von Schweinichen preist das gute Essen und die schönste Musica täglich, »wir soffen, spielten, waren lustig und guter Dinge, wie denn zu Augsburg solches wohl sein kann«. Magdalena Paumgartner, geb. Behaim, die auch einmal den Wunsch nach einer kleinen Abwechslung spürt, entschließt sich 1594, ihrem Balthasar von Nürnberg aus bis Augsburg entgegenzureisen und beim Lindenmayer zu wohnen. Dann soll sie 100 Taler mitnehmen, empfiehlt ihr ihr Mann, gut und teuer deckten sich eben schon damals.

Klöster Wo die Wirtshäuser fehlten oder den Ansprüchen der Reisenden nicht genügten, da nahmen sie gern in den Klöstern Aufenthalt, welche die Beherbergung der Wandernden als pflichtmäßiges Werk übten. Der Minorit Konrad Pellicanus, der 1517 nach Rom reiste, traf in einem italienischen Kloster seines Ordens eines Tages 300 Gäste, die alle mit Aufnahme und Verpflegung zufrieden waren. Man verstand in den Klöstern höchst vergnügt zu leben; wollte die Frau von Hermann Weinsberg sich einen guten Tag machen, so begab sie sich auf einige Zeit in das Kloster Gnadental bei Neuß. Diese Gastfreundschaft der geistlichen Herren ist übel gemißbraucht worden. Die pommerischen Fürsten visitieren die Klöster in Person, »denn es ein schlimmer braten sein müste, davon nicht etwas fett drüppen sollte«, schreibt Joachim von Wedel dazu. Ein Herzog von Mecklenburg kam einst mit 60 Pferden in das Kloster Waldsassen und tat so, als wollte er nur übernachten, dann blieb er aber mit Gefolge 14 Tage. Zu den Mitteln, die dem braven Hans

Juan Pantoja de la Cruz, Die Infantin Maria, spätere Gemahlin Kaiser Ferdinand III. als Kind, 1606 *Gemäldegalerie, Wien*

von Schweinichen dazu dienen mußten, sich und seinen Herzog über Wasser zu halten, gehörte dies natürlich auch. Als Protestant ladet er sich in Kaisersheim, Ellingen, Obermarchtal, Zwiefalten, Maulbronn und andern Klöstern selbst zu Gaste und weicht nicht von der Stelle, wenn die Äbte seine Abreise nicht mit Geld erkaufen. Als der Abt in Brauweiler ihm nichts geben will, droht er ihm, wenn er nichts erhielte, würde der edle Herzog von Liegnitz selbst kommen und lange bleiben. Da begreift sich, daß Helena von Reischach, Äbtissin vorm Wald, wie die Zimmerische Chronik schreibt, »die gest am allerliebsten het, die aussblieben«.

Badereisen Ein Mittelding zwischen Geschäfts- und Vergnügungsreisen waren die Fahrten zum Besuch der Bäder. Sie waren nicht immer ganz einfach, da in den Badeorten durchaus nicht für die Ankommenden gesorgt war. Aus Karlsbad schreibt Balthasar Paumgartner 1591, »allhier umbs geld garnichts zu bekommen«. So dauerten die Vorbereitungen, die zur Reise des Kurfürsten August von Sachsen nach Schwalbach im Mai 1584 getroffen wurden, ein volles Jahr. Die Brunnentherapie war wenig entwickelt; man hielt anscheinend jede Mineralquelle und jedes naturwarme Wasser für heilkräftig gegen alle Krankheiten. Philippine Welser besucht Karlsbad zweimal wegen eines Unterleibsleidens; Karl V., Montaigne, der an Nierensteinen litt, Balthasar Paumgartner u. a. brauchen jedes Bad und jeden Brunnen, den sie treffen, Montaigne mindestens 1/2 Dutzend ganz verschiedene, unmittelbar eine nach der andern. Die Kuren waren auf Schnelligkeit angelegt. Lukas Rem badet 1511 in Pfäffers 127 Stunden in drei Wochen, 1521 in Wildbad 162 Stunden in 14 Tagen; in Lucca sollten die Patienten 16 bis 17 Gläser Strudel am Tage trinken, d. h. acht Pfund Flüssigkeit zu sich nehmen. Lupold von Wedel bleibt 1593 drei Wochen in Karlsbad, beginnt seine Kur mit 11 Bechern und schreitet bis zu 31 Bechern fort. Des allgemeinsten Beifalls erfreute sich Baden in der Schweiz, »die Badestätten übertreffen alle Nebenbuhler weit an Pracht und Bequemlichkeit«, schreibt Montaigne; es besaß schöne, auch bedeckte Promenaden, hatte ausgezeichnete Wohngelegenheiten und wenn die Besucher die Preise hoch fanden, so erhielten sie doch etwas für ihr Geld. In Spaa gab es drei oder vier elende Wohnhäuser und die Königin Margarete von Navarra mußte ihr Quartier in Lüttich aufschlagen, als sie mit großem Gefolge kam, um den Brunnen zu trinken. Sie beschreibt das Leben, das sie 6 Wochen lang führte. Sie trank »Vormittags, denn man muß dabei spazieren gehen. Nachher brachten wir den ganzen Tag zusammen zu; des Mittags war jedesmal irgendwo ein Gastmahl, nachher ein Ball, hernach gingen wir in ein Frauenkloster zur Vesper; nach dem Abendessen war wieder entweder ein Ball oder wir fuhren auf dem Wasser mit Musik.« Wer Zerstreuung im Badeleben suchte, der wußte sie schon damals zu finden.

Die Technik des Reisens war auf Menschen- oder auf Pferdebeine beschränkt; auf Fahren war kein Verlaß und die Wagen

entbehrten selbst da, wo sie existierten, jeder Bequemlichkeit. Luther reiste im Rollwagen von Wittenberg nach Worms, das waren Gefährte ohne Federn und Verdeck, schlimmer als ein heutiger Lastwagen. Kutschen kamen zuerst in Italien auf; in Mailand wollte Bandello an Korsotagen bis zu 60 Vierspänner gezählt haben; sie kamen früher nach Deutschland als nach Frankreich, aber sie trugen dem Luxus eher Rechnung als der Bequemlichkeit. In Regensburg sah Bartholomäus Sastrow den Wagen der Königin von Polen, den ihr ihr erster Mann, der Herzog von Mantua, 1548 hatte machen lassen. Er war ganz weiß gehalten, alle Metallteile von Silber, vier Schimmel mit silbernem Zaumzeug zogen ihn; ein in weiße Seide gekleideter Kutscher lenkte das Gespann. Der Prunk war die Hauptsache. Wenn man Lupold von Wedel einen ganz vergoldeten Wagen in Madrid in der königlichen Rüstkammer zeigte, der 18000 Dukaten gekostet haben sollte, so benutzte auch Herzog Julius von Braunschweig vergoldete Kutschen mit rotem Sammet und Damast ausgeschlagen. Während besondere Verordnungen in Brandenburg und Braunschweig dem Adel die Benutzung der Kutschwagen untersagen wollten, bürgerten sie sich an den Höfen immer mehr ein. Bei der Krönung Kaiser Maximilians II. zog der Kurfürst von Köln 1562 mit 14 Wagen ein und beim Reichstag in Augsburg erschienen 1582 der König von Ungarn und Erzherzog Maximilian von Österreich zum erstenmal mit ihrem Gefolge statt hoch zu Roß in 55 Kutschen. Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg reiste 1594 mit 36 Kutschen nach Warschau. Nach England gelangte die erste Kutsche als Geschenk an die Königin Elisabeth. 1584 sah sie Lupold von Wedel »in einem Wagen allein gesessen in weiß gekleitt, anzusende wie man die Göttinnen malen pfleget«. Am längsten hat es gedauert, bis die Franzosen sich mit dieser Erfindung befreundeten. Selbst in Paris ritt man noch unter Heinrich III. zu Hofe, die Dame hinter dem Herrn auf der Kruppe des Pferdes sitzend, 1580 gab es in der Hauptstadt nicht mehr als drei bis vier Karossen.

Von demselben Verfasser erschienen früher und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BEKLEIDUNGSKUNST UND MODE

Die Entstehung der Kleidung / Die Entwicklung der Tracht / Ästhetische und psychologische Probleme / Die Mode / Reformen und Revolutionen

Klein 4⁰ / 128 Seiten mit 137 Abbildungen

DELPHIN-VERLAG / MÜNCHEN

*

MODESPIEGEL

Die Mode / Die Entstehung der Weltmode / Die Mode im 19. Jahrhundert, Freiheitskrieg und Mode / Vom Brautkleide / Kinderkleid und Kindermode / Schönheitsabende in alter Zeit / Zur Geschichte des Modejournals

Klein 4⁰ / 176 Seiten mit 132 farbigen und schwarzen Abbildungen

VERLAG VON GEORG WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

*

DAS BÜHNEN-KOSTÜM

IN ALTERTUM, MITTELALTER UND NEUZEIT

Erstes Buch: Altertum. Erstes Kapitel: Die griechische Bühne. Zweites Kapitel: Die römische Bühne / Zweites Buch: Mittelalter. Drittes Kapitel: Die liturgische Feier. Viertes Kapitel: Passionsspiel und Mysterium. Fünftes Kapitel: Moralitäten, Fastnachtsspiele und Possen / Drittes Buch: Neuzeit. Sechstes Kapitel: Übergänge. Siebentes Kapitel: Das Kostüm der komischen Bühne. Achtes Kapitel: Höfische Feste. Die Oper. Neuntes Kapitel: Das stilisierte Kostüm. Zehntes Kapitel: Das historische Kostüm.

Groß-4⁰ / 496 Seiten mit 350 schwarzen Bildern

VERLAG VON BRUNO CASSIRER / BERLIN W 35

*

BIEDERMEIER

DEUTSCHLAND VON 1815 BIS 1847

Politische Zustände / Soziale Verhältnisse / Der Verkehr / Kirche und Schule / Bürgertum und Adel / Militär / Judentum / Literatur und Wissenschaft / Zensur und Presse Die bildenden Künste / Das Theater / Das Leben in Staat und Haus / Die Mode

Groß-4⁰ / XII und 584 Seiten / Mit 300 schwarzen und farbigen Bildern

VERLAG VON BRUNO CASSIRER / BERLIN W 35

Viele der in vorliegendem Mode-Band wiedergegebenen Gemälde sind auch als Einzelblätter in der Sammlung »Bruckmanns Pigmentdrucke« erschienen, die 7500 Bilder nach Gemälden alter Meister in einer ungefähren Bildgröße von 20 : 30 cm aus folgenden Galerien umfaßt: Amsterdam, Antwerpen, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Berlin, Bonn, Braunschweig, Brügge, Brüssel, Burghausen, Chantilly, Dresden, Erlangen, Florenz, Frankfurt a. M., Gent, Haag, Hannover, Karlsruhe, Kolmar, Leipzig, London, Madrid, München, Nürnberg, St. Petersburg, Schleißheim, Wien.

Verzeichnisse auf Bestellung

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN

DIE MODE

Menschen und Moden im 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert
Nach Bildern und Kupfern der Zeit / Von Max von Boehn

Sieben wunderhübsch ausgestattete Bändchen mit etwa 1500 Abbildungen in Ein- und Vierfarbendruck, Rötel- und Duplexdruck

Das sechzehnte Jahrhundert
in violettem Pappband .. .. M. 7.— G.-Z.*

Das siebzehnte Jahrhundert
3. Aufl.; in violettem Pappband .. .. M. 7.— G.-Z.*

Das achtzehnte Jahrhundert
3. verbesserte Aufl.; in violettem Pappband M. 7.— G.-Z.*

Das neunzehnte Jahrhundert
I. Band: 1790—1817 Directoire — Empire — Befreiungskriege. 3. Aufl.
II. Band: 1818—1842 Restauration — Biedermeierzeit. 4. vermehrte Aufl.
III. Band: 1843—1878 48er Revolution — Zweites Kaiserreich. 4. Aufl.
IV. Band: 1879—1914 In violetten Pappbänden; jeder Band M. 7.— G.-Z.*
Jeder Band ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich.
Das 16. bis 18. Jahrhundert in 3 Pappbänden, in Kassette M. 21.— G.-Z.*
Das neunzehnte Jahrhundert in 4 Pappbänden, in Kassette M. 28.— G.-Z.*

Die entzückend ausgestatteten und verschwenderisch mit farbigen Abbildungen geschmückten Bändchen enthalten eine allerliebste Kultur-, Kostüm- und Kunstgeschichte vergangener Jahrhunderte, nicht wissenschaftlich erschöpfend, aber wertvoll, anmutig und lebendig. Der temperamentvolle amüsante Text und die fein gewählten Illustrationen geben ein lebenswarmes Bild jener Zeiten, ihrer Menschen und ihrer Moden.
Den Bändchen wurde von seiten des Publikums und der Presse ungeteilter Beifall gespendet:
„ . . . Doch nachdem man das Buch so im ersten, entzückten Ansturm durchgenascht hat, möge man sich soviel Zeit nehmen, es auch zu lesen. Ein wohlunterrichteter, ausnehmend geschmackvoller Mann dient uns als Führer; dabei ein kunstvoller Stilist, der uns mit sicherer Leichtigkeit durch die Wirrnis eines komplizierten Jahrhunderts geleitet." Neue freie Presse

In gleicher Ausstattung erschienen:

MINIATUREN UND SILHOUETTEN

Ein Kapitel aus Kulturgeschichte und Kunst von Max von Boehn

3. Auflage. Oktavformat. Mit 200 Abbildungen.
Schön gebunden M. 7.—*, in Halbleder M. 14.—*

Zahlreiche, mit Sachkenntnis gewählte, mit Feinheit wiedergegebene Miniaturen und Silhouetten geben in farbiger Fülle eine reizende Vorstellung von dieser liebenswürdigen Kunst unserer Voreltern. Der heiter-geistvolle Text des wohlunterrichteten Verfassers geleitet uns mit sicherer Leichtigkeit in eine entzückende kleine Welt voll Anmut und Freude, in der wir gern für ein paar Stunden die Not der Gegenwart vergessen. Für geschmackvolle Menschen gibt es keine willkommenere Gabe als dieses Buch Max von Boehns

Die Bände sind in den meisten Buchhandlungen vorrätig

*) Alle hier genannten Preise sind Grundpreise in Mark und zugleich Auslandspreise in Schweizer Franken. Die Grundpreise sind mit der amtlich v. Syndikat des Börsenvereins festgesetzten Schlüsselzahl zu multiplizieren.

FUNKTIONELLES FRAUENTURNEN

VON BESS M. MENSENDIECK

Ein Band in Oktav von 332 Seiten Text mit 164 Abbildungen nach Naturaufnahmen
In Halbleinen M. 12.— G.-Z.*, in biegsamem, feinem Ganzleinen M. 13.50 G.-Z.*

Fern von hochtönenden Worten bringt das neue Mensendieck-Werk auf wissenschaftlicher Grundlage in klaren, einfachen Linien die Lösung des wichtigen Problems der Gesamt-Körpererziehung für den so diffizilen und empfindlichen Frauenkörper. Die Verfasserin geht aus von den durch keine Altersgrenze gebundenen Alltagsbewegungen des menschlichen Körpers. Diese Bewegungen naturgerecht ausführen, heißt, sich einen normalen, gesunden, starken Körper schaffen, heißt, seinen Bewegungen Schönheit geben. Die naiv bewußte, zweckmäßige Führung der Bewegung bei Kindern und Naturvölkern weicht bei dem vorwiegend geistig tätigen Kulturmenschen einem Automatismus der Bewegung. Diesen Automatismus naturgerecht zu gestalten, ist Ziel der Mensendieckschen Methode. Werner Grohmann.

Von derselben Verfasserin erschien bereits in 7. Auflage:

KÖRPERKULTUR DER FRAU

Praktisch hygienische und praktisch ästhetische Winke

Ein Band in Oktav von 200 Seiten Text und 32 Tafeln mit 100 Abbildungen
In Pappband M. 6.— G.-Z.*, in Halbleder M. 11.— G.Z.*

Über das „System Mensendieck" gibt es keine andere, von der Urheberin desselben anerkannte oder gutgeheißene Veröffentlichung, als die beiden hier genannten Bücher.

* Alle hier genannten Preise sind Grundpreise in Mark und zugleich Auslandspreise in Schweizer Franken. Die Grundpreise sind mit der amtlich vom Syndikat des Börsenvereins festgesetzten Schlüsselzahl zu multiplizieren.